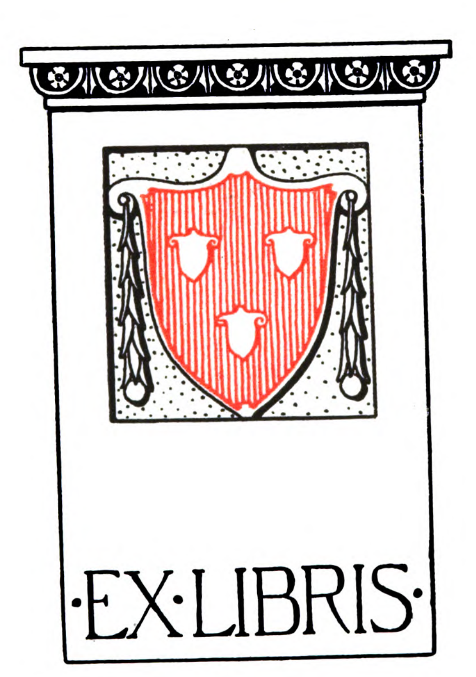


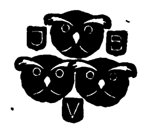
HERAUSGEGEBEN VON
RICHARD MUTHER

DIE LUTHERSTADT WITTENBERG






·EX·LIBRIS·


J
B
V

DIE KUNST · SAMMLUNG ILLUSTRIERTER MONOGRAPHIEN · HERAUSGEGEBEN VON · RICHARD MUTHER ·

· ZWEITER BAND ·

DIE KUNST

SAMMLUNG ILLUSTRIERTER MONOGRAPHIEN

Herausgegeben von

RICHARD MUTHER

Bisher erschienen:

Band I: *LUCAS CRANACH* von RICHARD MUTHER.

Band II: *DIE LUTHERSTADT WITTENBERG* von CORNELIUS GURLITT.

Band III: *BURNE-JONES* von MALCOLM BELL.

Band IV: *MAX KLINGER* von FRANZ SERVAES.

Band V: *AUBREY BEARDSLEY* von RUDOLF KLEIN.

Weitere Bände in Vorbereitung.

Jeder Band, in künstlerischer Ausstattung mit Kunstbeilagen, kartoniert . . . . à Mk. 1.25.
in echt Leder gebunden . . . . à Mk. 2.50.

JULIUS BARD VERLAG. BERLIN W. 57.

• • BUCHSCHMUCK VON GEORG TIPPEL • •

RAPHIEN

CHARD

TEN-

LITT.

COLM

RANZ

von

unst-

.25.

.50.

7.



PORTRÄT MARTIN LUTHERS
VON LUCAS CRANACH.



DIE KUNST

HERAUSGEGEBEN VON

RICHARD MUTHER

DIE LUTHERSTADT WITTENBERG

VON

CORNELIUS GURLITT

JULIUS BARD BERLIN



OHL vorbereitet kam ich vor etwa zehn Jahren in die Lutherstadt, die bald darauf, nachdem ihre berühmte Schlosskirche neu ausgebaut worden war, wieder einmal die Blicke der protestantischen Welt auf sich lenken sollte. Durch manchen dicken Band Lebensbeschreibungen, Kulturbilder, Reden, Streitschriften hatte ich mich durchgearbeitet, um nach Andeutungen zu suchen, die mir Luther und seinen Wohnort bildlich näher bringen sollten. Den Reformator als Hausvater, als Bürger Wittenbergs kennen zu lernen war mein Bemühen gewesen. Aber bald zeigte sich, dass Wittenberg nicht einmal eine brauchbare Chronik besitzt, obgleich sein Archiv im besten Zustande ist; dass die alte, weltberühmte Universitätsstadt keinen Gelehrten fand, der ihrer Geschichte sich gewidmet hätte; ja dass nicht einmal ein für seine Heimat begeisterter Bürger zur Feder griff, um schlecht und recht zu schildern, wie das Stadtwesen anwuchs und

wie es kam, dass gerade dort am Elbstrande eine der grössten Geistesthaten des deutschen Volkes sich abspielen sollte.

Die Strassen von Wittenberg sind die einer deutschen Kleinstadt: reinlich, nicht mit dem besten, aber mit gut imstande gehaltenem Pflaster belegt. Die Häuser wurden fast ausnahmslos im Laufe der Zeit umgebaut. Man thut unrecht, wollte man der Bürgerschaft hieraus einen Vorwurf machen, von ihr fordern, ihre Stadt vom Standpunkt des Altertümlers zu betrachten. Die Geschichte soll nicht die Fortentwickelung eines Gemeinwesens erdrücken. Die Lebenden haben recht mit ihren Ansprüchen, ihren neuen Wünschen! So haben denn überall neue Läden die Erdgeschosse durchbrochen; so hat jedes Jahrhundert seinen Geschmack an die Stelle des älteren gerückt. Die grosse Zeit scheint für den flüchtigen Beobachter fast ganz aus Wittenberg verdrängt!

Ein Haus fällt in der Kollegienstrasse, die ich morgens, vom Bahnhof kommend, durchwanderte, alsbald auf. Hinter einer im Sinne der fünfziger Jahre „romantischen", sonst aber reglementmässig langweiligen Kaserne erhebt sich ein schmaler dreifenstriger giebelbekrönter Bau, dessen Formen fast unverändert jene der Zeit von 1530—1540 sind. „Hier wohnte, lehrte und starb Philipp Melanchthon" sagt eine moderne Bronzetafel! Die Thür und das Hofthor waren fest verschlossen, alle Fensterladen verriegelt, das Haus lag

wie im Schlaf. Mein Pochen war vergeblich, niemand machte auf.

Ich zog also weiter. Schräg gegenüber steht ein ähnliches, etwas stattlicheres Haus. Es trägt keine Tafel; auch der „Führer durch die Sehenswürdigkeiten Wittenbergs“ erwähnt es nicht; aber die Kinder auf der Strasse berichten einem, dass es Hamlets Haus sei. Es ist wohl nicht Zufall, dass Shakespeare den tiefsinnigen Dänenprinzen gerade in Wittenberg sich ausbilden liess, in der Stadt des Luther und des Faust, und dass die Wittenberger ihm das Haus zuschreiben, das fast allein noch die mittelalterlichen Formen der Zeit um 1490 wenig verunstaltet zeigt. Shakespeare wollte seinen Helden in die Stadt des Wissens und der Gelehrsamkeit versetzen; Wittenberg aber versetzte ihn in der Zeit des Zögerns und der Vorbereitung zur grossen That.

Auf dem Markte stehen die Bildsäulen Luthers und Melanchthons. Die erstere ist ein kunstgeschichtlich merkwürdiges Werk. Seit 1805 waren die Geldsammlungen für seine Herstellung im Gange: Jean Paul schrieb damals seine „Wünsche für Luthers Denkmal“. Der Plan überdauerte den Befreiungskrieg. Aber trotz dem Drucke der Zeit, trotz der Verarmung ganz Deutschlands opferte das protestantische Volk über 100000 Mk., so dass 1821 das von Schadow gebildete Denkmal unter dem von Schinkel entworfenen Baldachin aufgerichtet werden konnte. Die Figur ist 2,8 Meter, der ganze Aufbau 6 Meter hoch.

Neben dem Blücher zu Rostock ist diese Lutherstatue eines der ersten Werke der wiedererwachenden Kunstliebe. 1865 wurde ein von Drake gebildetes Denkmal Melanchthons unter einem von dem Berliner Architekten Strack gezeichneten Baldachin neben dem Luther aufgestellt. Anmutend sind beide Statuen ebenso wenig, wie die meisten ähnlichen Arbeiten. Ins Überlebensgrosse übertragen, wirken auch die schönsten Schauben, Strümpfe und Stiefel nicht reizvoller als in der Wirklichkeit.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, jener Mutterkirche des Protestantismus sich zu nahen, jenem Bau, von dem der heute noch die Welt bewegende Riesenkampf der Geister ausging.

Ich dachte einige Monate zurück, als ich an einem gleich warmen, gleich wolkenlosen Tage auf dem Platze vor St. Peter in Rom stand. Für den Bau, der sich damals vor mir erhob, reiste der vielgeschmähte Ablassprediger Tetzel durch die deutschen Lande. Für ihn klang deutsches Geld im Ablasskasten. Dort in der fetten Elbniederung, in diesem kleinen Städtchen, in dieser kunstarmen, lange verwahrlosten Kirche regte sich zuerst der Kampf gegen den Riesendom, für dessen Ausgestaltung ein Bramante, ein Rafael und ein Michelangelo ihr bestes Können einsetzten. Man müsste sie neben einander in gleichem Massstabe zeichnen, die beiden Bauten, wollte man die Grösse von Luthers Mut recht anschaulich machen. Wittenberg ist stolz auf seine Kirch-

türme, welche etwa 40 Meter hoch sind. Sie würden bequem im Schiff von St. Peter Platz finden, ohne an die Wölbung zu stossen; ja man könnte sie zweimal über einander in der Kuppel aufbauen, und dreimal auf einander gestellt, würden sie deren Spitze nicht erreichen, die bis 132 Meter aufsteigt.

Damals, als ich vor St. Peter stand, war Ostern. Tausende aus allen Ländern der Welt strömten dem Dome zu, dessen Vollendung Luther um fast ein Jahrhundert aufhielt; Wagen rollten an Berninis mächtigen Säulenhallen hin, von denen Hunderte von Statuen auf die den weiten Platz nicht füllende, wohl aber belebende Menge niederblickten. Lange Prozessionen verschwanden in der ungeheuren Weite des Raumes.

Und hier in Wittenberg, hier um die Stadtkirche, in der zuerst, seit Neujahr 1522, der evangelische Gottesdienst eingeführt wurde, jener Gottesdienst, in dem nun nach 380 Jahren mit geringen Veränderungen 70 Millionen Christen allein in Europa den Ausdruck ihres Glaubens sehen — hier war's so still, so weltverlassen. Die alten, wohl ins 13. Jahrhundert zurückreichenden Türme, der unscheinbare Chor aus der Zeit um 1300, die nicht wesentlich bedeutenderen Hallen des Schiffes, das bis 1412 vollendet wurde — all das ist so kleinbürgerlich, von so bescheidenem Kunstwert, so vergessen von dem lärmenden Treiben der Völker. Nur der Schrillpfiff der Lokomotive, der vom Bahnhof herüberklang, er-

innerte an unsere hastende Zeit, an die Verbindung der fernsten Weltteile mit einander, an jene Gemeinsamkeit in der die Völker verbindenden Geistesfreiheit. Hier warf sie einen ihrer wichtigsten Anker aus, hier erhob die Selbstkraft des Denkens und Glaubens ihr Haupt, die ein bescheidener Mönch dem Riesenbau katholischer Lehrgewalt entgegensetzte.

Ich umwandelte den Kirchhof. Dort drüben im Pfarrhaus wohnte 27 Jahre lang Johann Bugenhagen, der mutige pommerische Gehilfe Luthers, selbst Reformator der plattdeutschen Lande. Jenes schlichte, leider im 18. Jahrhundert etwas veränderte Gebäude, von dem Teile noch als dem 15. Jahrhundert angehörig erkennbar sind, ist also die Mutter ungezählter deutscher Pfarrhäuser: In dieses führte Bugenhagen als einer der ersten 1522 ein Eheweib ein. Mutig war das gewiss, denn beide Gatten hätte sicher die schwerste Strafe getroffen, wenn die Reformation unterlegen wäre. Der Hass Roms lastete drohend über dieser tapferen Ehe, diesem Bruch des Bannes, den das Cölibat auf die Geistlichen und auf die Keuschheit der Liebe legte. Und das kühne Werk brachte segensreiche Früchte! Welche Fülle von Kraft und Geist entströmt seither dem protestantischen Pfarrhause. Von hier aus wurde der Lehre, dass heiraten für die Laien zwar gut, nicht heiraten aber frömmer und für die Geistlichen allein das Richtige sei, durch weite Gebiete der Garaus gemacht. Es ist nicht auszudrücken, welchen

Einfluss diese That auf die Versittlichung der Welt ausübte.

Neben dem Pfarrhause steht das Gymnasium, in dem sich jetzt eine Druckerei befindet, ein ansehnlicher Bau aus dem Jahre 1564, der zwar 1731 umgebaut worden sein soll, aber dabei schwerlich wesentlich verändert wurde. Die Wissenschaft stand also früh neben der Pfarre und der Kirche. Leider fehlte die dritte Kraft der Gesittung: die Kunst!

Der Schmuck der Wittenberger Stadtkirche ist ärmlich. Ihre Bauformen sind kleinstädtisch, nicht berechnet auf die geschichtliche Bedeutung, die dem Bau einst zu teil werden sollte. Wittenberg liegt an der Grenze des Gebietes des sächsischen Steinbaues und des Ziegelbaues der norddeutschen Ebene, wie es an der Grenze zwischen dem Hoch- und Plattdeutschen liegt. Zehn Kilometer weiter nördlich verdrängt die Sprachweise des Bugenhagen das noch heute in Wittenberg gut gesprochene Luthersche Schriftdeutsch. Es ist vielleicht kein Zufall, dass die That der Reformation sich an der Grenze der beiden Hälften des Deutschtums vollzog. Der Kunst aber kam dies nicht zu gute. Die Steinmetzen waren fremd und doch begehrt in Wittenberg; und die Maurer fanden nicht die Aufgaben, die der an Hausteinen arme Norden ihnen bot. So sind auch die Bildwerke von provinzieller Derbheit, ja roh. An der Nordseite des Schiffes ist ein mächtig thronender Christus vom Jahre

1310 eingemauert, aus dessen Mund ein Stab und ein Schwert hervorragen. Sagte doch Jesaias: Dies Schwert wird die Erde schlagen und die Gottlosen töten. Schon Luther sprach über das Bildwerk; denn er wollte, dass Schwert und Stab nach einer Seite über die Verdammten sich strecken, und dass der Stab nicht wie hier blühe. Aber die Wittenberger scheinen auf sein Urteil in Kunstsachen nicht viel gegeben zu haben; draussen am Thore des Kirchhofes, das etwa 1550—1560 errichtet wurde, fand ich den Weltenrichter in alter Weise dargestellt.

Noch etwas roher ist die etwa gleichzeitige Figur des Roland an der Südseite des Turmes. Er schaut nach dem Markt zu, auf das Schwert gestützt, einen Schild in der Hand, auf dem ein Beil abgebildet wurde. Die Jungfrau Maria mit mehreren Heiligen über dem Westthore zeigt weiter die unbeholfenen Formen des beginnenden 14. Jahrhunderts.

Reifer sind die Skulpturen an dem gradlinig geschlossenen Chor, über dem ein zierliches Türmchen hervorragt. An der Konsole, die dieser trägt, und am Giebelansatz findet sich plastischer Schmuck, der sich durch eine übertriebene Lebendigkeit des Ausdrucks auszeichnet. Die Konsole verdeckt jetzt ein plumper Pfeiler, der das Türmchen von unten aus stützt. Der andere Schmuck wurde zum viel besprochenen Wahrzeichen der Stadt: Ein Spottbild auf die an der spitzen Mütze erkenntlichen Juden, deren mehrere an einer



Photo Kimstädt.

INNENANSICHT DER STADTKIRCHE.

—

—

gross
die J
das]
eine
zeich
daue

aufge
unter
manc
Schil
schö
von
erhe
Klei

als

154
Mül
von
der
der
de
di
ihr
te
ur

grossen Sau sich zu schaffen machen. 1304 wurden die Juden aus Wittenberg vertrieben. Vielleicht mahnt das Bildwerk noch an jene Zeit. Da aber Wittenberg eine recht ansehnliche Strasse als „Judengasse“ bezeichnet, so wird wohl schwerlich das alte Testament dauernd aus der Stadt des neuen verdrängt worden sein.

Ausser einer grossen Anzahl auf die Kirchmauern aufgepflasterter Denkmale des 16. und 17. Jahrhunderts, unter denen einzelne künstlerisch nicht unbefriedigend, manche geschichtlich von Wert sind, ist somit die Schilderung des äusseren Schmuckes der Kirche erschöpft. Sie füllt nicht Bogen eines Bädeker wie jene von St. Peter. Diese Mutterkirche des Protestantismus erhebt sich nicht über viele Schwesterbauten in deutschen Kleinstädten.

Mir ging's hinsichtlich des Innern der Kirche besser als einst Kaiser Karl V. Am Mittwoch vor Pfingsten 1547 war es, wenige Tage nach der verhängnisvollen Mühlberger Schlacht, in der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen seine Freiheit und seine Kur verlor, als der siegreiche Kaiser, begleitet vom grimmen Alba und dem weltklugen Bischof von Arras, Antoine Perrenot, dem späteren Kardinal Granvella, in die Stadt einritt, die sich ihm unter der Bedingung ergeben hatte, bei ihrem Glauben bleiben zu dürfen und von der gefürchteten spanischen Besetzung frei zu sein. Viel Trabanten und Kriegsleute liefen neben dem siegreichen Fürsten

her. Er wünschte die Kirche zu sehen, von der all der Zwiespalt und die Sorge ausgegangen war. Noch wenige Tage vorher hatte Bugenhagen, als das eigentliche Haupt seiner Gemeinde, hier zu den Seinen „nicht wie ein Prediger, sondern wie ein Redner auf dem Rathaus gesprochen“.

Dieser erzählt selbst über den Besuch: „Seine kaiserliche Majestät kam über den Kirchhof, ritt für meiner Thür über. Als Seine Majestät ein Kruzifix gemalt sah an der Kirchen, blössten Seine Majestät sein Haupt und die anderen Herren auch. Seine Majestät liess fragen nach den Schlüsseln, hätte gern in unser Kirchen gewest, aber unser Küster war nicht vorhanden.“

Es ist, nach dem bekannten lateinischen Spruche, ein Trost für die Unglücklichen, Leidensgefährten zu haben. Wenn selbst ein siegreicher Kaiser bei seinem Einzug in die überwundene Hauptstadt seines Gegners an der Unfindbarkeit der Küster protestantischer Kirchen scheiterte, so wurde mir der Gedanke leichter, vor manchem sehenswerten Bau ausgeschlossen gestanden zu haben, weil mir, dem niedrig Geborenen, erst recht nicht möglich war, die Schlüssel zur Kirche aufzutreiben. Und der Gedanke, dass ich es hier besser traf als Karl V., versöhnte mich nun ganz und gar.

Das Innere der berühmten Kirche ist sehr unscheinbar: Die dreischiffige Halle des Langhauses ist von gedrückteren Verhältnissen, als sonst in gotischen Kirchen

üblich. Wenn die modernen protestantischen Theologen das „Himmelanstrebende" der Gotik als Merkmal christlicher Baukunst loben, so begnügte sich Luther mit dem minder schöngeistigen Gedanken. Er suchte Gott nicht über uns, sondern im Herzen der Gemeinde; er wendete die Augen nicht nach oben, sondern sah gerade zu; er brauchte nicht einen anstrebenden, sondern einen in sich geschlossenen Raum; er jagte nicht abgeleiteten, unklaren Formgedanken nach, sondern dem Thatsächlichen, Echten, Wahren, Tiefen! So kann diese Kirche in ihrem nach gotischem Empfinden zu wenig schlanken Verhältnissen doch dem Protestantismus die Lehre geben, dass die Gotik in ihrer Vollendung ein katholischer Stil sei, derart, dass eine im gotischen Sinne schöne selten eine im protestantischen Sinne empfundene Kirche sein wird.

Das Innere ist entstellt durch eine geradezu kunstmörderische „Verschönerung", die man ihr zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab. Es muss schon in der Zeit der Romantik, gegen 1820, gewesen sein, als dieser Altar, diese Empore in eben so plumper wie langweiliger Tischlergotik in den Bau Luthers eingeführt wurden. Mit dem ganzen Übermut der Besserwisserei der Aufklärungszeit wurde in der ehrwürdigen Kirche gehaust. Ich fand später im Ratsarchiv Nachrichten über die Bauthätigkeit in der Lutherzeit. 1516 begann die Aufrichtung der Empore, also vor Luthers öffent-

lichem Auftreten, als die Gewissensangst des Volkes aber überall die Kirchen schon mit auf die Predigt Horchenden füllte. 1519 kaufte man in Pirna Steine für die Wendeltreppe. 1520—21 hatte Meister Matz (Matthäus) an Pfeilern und Thor einen bedeutenden Bau. Dann errichtete Meister Oswald 1540 eine neue Empore, 1543 entstand der Stuhl, „da Dr. Martinus inne stehet", also wohl jene Kanzel, die sich noch heute in der Lutherhalle, freilich in arg zerstörtem Zustande befindet. Also entstanden damals jene Bauteile, die die katholische Prozessions- und Messkirche nach Möglichkeit zur protestantischen Predigtkirche umgestalten sollten. Aber all das, was lutherisch an der Kirche wurde, hat der Rationalismus herausgeworfen und dafür die romantische, d. h. katholische Gotik hineingesetzt und auch diese mit einem Missverstande, dass es kunstgeschichtlicher Bildung bedarf, um aus diesen zur höchsten Nüchternheit abgeklärten Formen die Kunst wieder zu erkennen, der wir unsere grossen Münster und Dome verdanken.

Das schöne Altarwerk Cranachs ist in seiner einheitlichen Wirkung durch ein Ungeheuer von architektonischem Aufbau vernichtet worden. Erst der Superintendent Dr. Rietschel, des Bildhauers Ernst Rietschel Sohn, jetzt Professor in Leipzig, hat die Bilder an der Rückseite der Flügel wieder aufgedeckt, die einfach vermauert worden waren. Also selbst vor der Zer-

störung der Bilder schreckte jene Zeit „idealer“ Kunstanschauung nicht zurück. Sie vernichtete auch die alten Emporen, die wir uns ähnlich jenen vorzustellen haben, die in einem in der Kirche hängenden entzückenden Architekturbilde von 1569 zu sehen sind. Es ist auch unerfindlich, warum die hochwohlweisen Pastoren späterer Zeiten die Kanzel dem Pfeiler gegenüber stellten, an dem Luther sie aufgerichtet hatte; leichter verständlich ist, dass sie sich nicht mit dem alten, engen „Predigtstuhl“ begnügten.

Der alte Taufstein hielt sich an seinem Ort, ein Werk des Hermann Vischer, eines älteren Verwandten des berühmten Peter Vischer aus Nürnberg. Er entstand laut Inschrift 1457 und gilt als ein Hauptwerk des Meisters. Die streng architektonische Haltung des in Bronze ausgeführten Aufbaues, die wenig glückliche Bildung der Figuren lassen erkennen, in wie hohem Grade die Nürnberger Kunst gerade seit Mitte des Jahrhunderts Fortschritte machte, dass diese älteren Werke an Vollendung späteren noch erheblich nachstehen.

Die nachreformatorische Zeit hat die Kirche mit Grabdenkmalen gefüllt. Namentlich der Nebenchor an der Südostseite ist zu einer Grabeshalle geworden. Aber auch ins Hauptschiff ziehen sich die zum Teil anspruchsvollen Grabdenkmale. So steht hier das mächtige Epitaphium des 1569 verstorbenen Studenten Matthias von Schulenburg, ein reich durchgebildetes Werk deut-

scher Hochrenaissance von Georg Schröter zu Torgau (1571). Im allgemeinen zeigt sich eine Steigerung der Pracht im Gräberbau bis an das Ende des Jahrhunderts, indem mehr und mehr die schlichten Bronzetafeln durch vielgestaltige bauliche Anordnungen verdrängt wurden. Künstlerisch am höchsten steht neben einer Tafel, die von einem mit H B bezeichneten Künstler geschaffen und dem Arzte Kaspar Lindemann geweiht ist, jene in Alabaster, die über dem Grabe Lucas Cranachs des Jüngeren steht, des kunstreichen Sohnes eines kunstreicheren Vaters: Sie ist dem „Sohne des Apelles und dessen Nebenbuhler in der Kunst" gewidmet. Das grossartig sich aufbauende, meisterhaft durchgeführte Relief ist ein Werk von Cranachs Freund, dem Dresdner Bildhauer Sebastian Walther, eines der schönsten Beispiele der von der Kunstgeschichte erst neu zu entdeckenden Bildnerei der deutschen Renaissance.

Ich besuchte die einzelnen alten Häuser. Dort die Apotheke gehörte Meister Lukas; an ihr, wie fast an allen anderen Häusern erkennt der Fachmann alsbald die alten Fensterumrahmungen und dass der moderne Aufputz nur sehr äusserlich angeklebt ist. Er erinnert noch immer an die „Chemis'chen" genannten weissen Vorhemden, mit denen der Bauernbursch sich städtisch modern zu machen glaubt. Aber im Hof sieht's noch unverputzt aus, steht noch der alte stattliche Treppenturm, an ihm das Reliefdenkmal eines der sächsischen

Fürsten in Turnierrüstung — das Bild eines kecken Reitersmannes. Inmitten des fast in der Weite eines Platzes sich ausdehnenden Hofes fassen vier Pappeln einen fliessenden Brunnen ein. Zum Teil alte Gebäude umschliessen ihn. Stille und Frieden lag über dem mächtigen Anwesen, dem grössten der Stadt, das, wie ich aus der Stadtrechnung ersah, das höchste „Geschoss" an die Stadtkasse zu zahlen hatte. Und es passte zur Stimmung, dass ich, beim Zeichnen mich ganz unbeobachtet wähnend, plötzlich hinter den Vorhängen des zweiten Stockes einen schnell verschwindenden Mädchenkopf sah; ein allerliebstes Traumbild, vielleicht der Geist eines der Töchter des liebenswürdigen Meisters, die erst die Gespielin, dann die Jugendflamme von Hansel oder Paul Luther, oder von Lippus Melanchthon oder Jost Jonas war, die der Reformator selbst einst auf den Knieen geschaukelt haben mag.

Und wie die Apotheke, tragen fast alle Häuser ihr Chemis'chen, das man ihnen wohl einmal wieder abnehmen wird, wenn die Tage besseren Geschmackes auch für Wittenberg anheben. Genaueres Hinschauen offenbart bald den Kern. Die ganze Südfront gehört der Zeit zwischen 1540 und 1560 an. Zuerst muss No. 3 erbaut sein, das noch die Formen des Dresdner Georgenthores und der Anfänge am Torgauer Schlosse zeigt. „Hodie mihi, cras tibi" sagt die Inschrift auf einer Darstellung des Todes als Knabe mit der Sand-

uhr. Ja, No. 4 zeigt im Hofe noch Fenster aus dem 15. Jahrhundert, No. 6 aber einen prächtig erhaltenen, an Nürnberger Vorbilder erinnernden Hof.

Ich schritt die Stufen zum Rathausthor hinauf. Dort steht man unter einem reich im Stil der Renaissance verzierten Ausbau, einem etwas überzierlichen, den derbschlichten von 1520 stammenden Bau belebenden Schmuckwerke und übersieht trefflich den stattlichen Platz. Mit der Ecke uns zugewendet lag nun rechts die Apotheke Cranachs. Das Bild des redlichen Malers wurde wieder in mir lebendig, der oft den Weg von meinem Standpunkt zu seiner Hausthür durchmessen haben mag, von wichtiger Ratssitzung heimkehrend. Ihm und der Redlichkeit seines Pinsels danken wir es, dass wir uns die Reformatoren auch körperlich vorzustellen vermögen. Hundertfach hat er sich gemüht, seiner berühmten Freunde Antlitz wiederzugeben, immer mit dem grundgesunderen Gedanken, dass, wenn er wahr sei, sein Bild auch schön werden müsse. Luthers Bildnis zeigt nicht jene meist widerwärtige Erscheinung, die man einen schönen Mann nennt, keinen Apoll und keinen Zeus, kein weichherziges Christusideal mit gescheitelten Locken und schön frisiertem Spitzbart: Es ist eine kernige, eckige, deutsche Erscheinung, voll Kraft und voll Sonderbarkeiten, ein starkes Ich, mächtig als solches, zielklar in der Ausgestaltung seines innersten Lebens, auf sich gestellt und nur sich und seinem Gott verantwortlich und

dem Geist, der in ihm lebt, dem Geist der Grösse und der Wahrheit, einer Wahrheit, die nicht vor dem Tode und vor der Umbildung der eigenen tiefsten Empfindungen zurückscheut, die, nachdem sie sich selbst überwand, die Welt zu erschüttern vermochte.

Cranach war auch nicht im Leben einer jener lyrisch angehauchten Schmachter, wie sie die romantische Dichtung aus den Künstlern jener Zeit machen wollte. Sein breites, lebensfrohes, etwas spiessbürgerliches Gesicht hätte dies schon lehren können. Wie in seiner Kunst, so hielt er sich im Leben an das Wirkliche, Thatsächliche. Bald wurde er einer der Reichsten in Wittenberg. 1528 besass er bereits vier Häuser in der Stadt, dazu mehrere Gärten und Felder. Allein an liegenden Gründen schätzte er seinen Besitz auf 1400 Schock Groschen. Darunter befand sich die Apotheke, die er 1520 mit dem Privileg Apothekerwaren in der Stadt zu verkaufen erworben hatte. Wer Latwerge oder Rhabarber brauchte, musste zu dem berühmten Maler sein Geld tragen; aber auch wer zu seiner Kräftigung süssen Weines bedurfte, wer seine Speisen und seinen Trank würzen wollte, konnte nur bei ihm das Gewünschte finden. Der Pfeffer, der aus dem fernen Indien über Portugal oder Venedig kam, der Zucker, den die Berber und Araber bereiteten, die feurigen Weine Spaniens und Italiens — alle diese Schätze fand man in Cranachs stattlichem Wohnhause, das eine Kunstwerkstätte, ein

Warenlager und eine Gastwirtschaft zugleich war. Und im Wirtshause ging's nicht immer friedlich zu. Allein im Jahre 1519 musste Andre, Meister Lukas' Schenker, zweimal Busse an den Rat zahlen, erst weil er einen Aufruhr im Weinhaus erweckt hatte, dann weil er einen Gast ins Antlitz schlug.

Wunderbare Stadt, in der eine solche Fülle der Thatkraft und Überzeugungstreue sich zusammenfand. Denn Meister Lukas hat sich nicht nur als Maler sondern auch als Mensch, als treue Seele bewiesen, treu gegen seine Überzeugung und treu gegen den Fürsten, dem er diente. Diesem führte ihn nicht nur seine Kunst nahe sondern auch seine Stellung als Bürgermeister von Wittenberg. Noch ist uns der Wortlaut der Unterredung erhalten, die Cranach im Lager vor Wittenberg 1547 mit Kaiser Karl V. hielt. Der Kaiser hatte den Meister rufen lassen und ihm erzählt, er besitze zu Mecheln in seinem Zimmer ein Bildnis von Cranachs Hand, das ihn als achtjährigen Knaben darstelle. Der damals 49jährige Kaiser wollte von dem 67 Jahre alten Maler wissen, „wie er in jenem Alter beschaffen war". Cranach war schon damals in diplomatischer Sendung vom Kurfürsten Friedrich III. nach Antwerpen geschickt worden und sah zu, wie Kaiser Maximilian 1509 seinen Sohn bei der Huldigung der Niederlande an der Hand hielt. Er erzählte dem Kaiser, er sei als Knabe etwas unruhiger Art gewesen. Als er ihn habe malen wollen, habe der

Erzieher eine eiserne Pfeilspitze an der Wand befestigt und der Anblick von Eisen und Stahl den Knaben so erfreut, dass er stille gehalten habe. Dem Kaiser gefiel diese Geschichte, so dass er sich dem Maler gnädig erwies, obgleich er wohl wusste, wie er zu Luther und der ganzen reformatorischen Bewegung gestanden hatte. Aber dieser warf sich dem Fürsten zu Füssen und bat um Gnade für seinen Herrn, dem er später 1550 in die Gefangenschaft nach Augsburg folgte und den er während jener ganzen Sorgenzeit nicht verliess.

Aber auch sonst wohnten in der kleinen Stadt viel Männer von sonderbaren Lebenserfahrungen. Dort links, in jenes Gässchen hinein, geht der Weg zum Hause des Diakonus Fröschel. Er war der erste Geistliche, der das Messelesen aufgab, seit ihn 1522 Luther überzeugt hatte, dass dieses zur Seligkeit nichts helfe. Dann war er ein eifriger Reformator geworden, der namentlich in Leipzig gegen die alte Kirche ankämpfte, ein streitbarer kühner Mann, dem es wohl war im Ringen um die neuen Güter. Herzog Georg von Sachsen, der ihn wegen seiner Leipziger Predigten einsperrte, liess zwar „das arme Fröschlein bald wieder hüpfen", doch nicht ohne ihm anzudrohen, er würde ihm, wenn er nach Leipzig zurückkäme, am Pranger die nach des Fürsten Ansicht für einen Geistlichen nicht hinreichend gepflegte Glatze raufen lassen so gross wie die eines Abtes. So kam er wieder nach Wittenberg und wurde Bugenhagens Gehilfe.

Neben ihm lebte Anton Lauterbach. Auch er war ein überzeugungstreuer Geistlicher, der, als der Bischof von Meissen ihn nicht zum Pfarrer der Stadt Leisnig annehmen wollte, weil er nicht geweiht und weil er mit einer früheren Nonne verheiratet sei, mit dem grimmen Scherz antwortete: „Mann und Weib sind ja ein Leib; bin ich nicht geweiht, so ist es doch mein Weib!" Er war es, der Luthers Tischgespräche sammelte und uns somit einen für das deutsche Volk unersetzlichen Schatz hinterliess: Den Einblick in das Hausleben des gewaltigen Doktor Martinus.

Aber auch unter der Bürgerschaft, die hier ringsum wohnte, gab's merkwürdige Köpfe genug: Da war der Bürgermeister Hohnsdorf, der von 1517—1534, also in den bewegtesten Tagen, die Stadt leitete, ein Mann, dem es wohl nicht übel zu nehmen ist, dass er bei dem allgemeinen Durcheinander der Geister schlimmen Wahrsagungen sein Ohr lieh. Denn der seiner Zeit berühmte Tübinger Professor und Astronom Johann Stöfler hatte aus einer Konjunktur des Saturn, Jupiter und Mars im Zeichen der Fische herausgedeutet, dass im Februar 1524 eine allgemeine Sündflut kommen müsse. Die Sorge war in der Welt gross, dass der jüngste Tag hereinbreche: Der baute sich eine Arche, jener suchte nach einem hohen Berg, der ihm Rettung versprach. Hohnsdorf aber liess ein Viertel Gebräude Bier auf den wohlverwahrten Boden seines Hauses bringen, um, wie er

sagte, „beim guten Trunk zu leiden“. Und er hatte nicht Unrecht. Sah er von seinem Hausdach in die weite Ebene rings um Wittenberg so durfte er sich schon einer Weile gewärtigen, ehe ihn die Flut dort oben ergriff. Das Wittenberger Bier aber, der Guckuck wie es hiess, war zu jener Zeit berühmt in weitem Umkreise. In 172 Häusern der Stadt wurde es zu jener Zeit gebraut.

Und neben Hohnsdorf wirkte Ambrosius Reuter als Kämmerer und Stadtrichter. Ihm gehörte ein neuerbautes grosses Haus am Markt, über dessen Thor man ein sonderbares Bild sah: eine Sau, die auf seidenem Kissen sass und eine goldene Krone trug; daneben Luther, der mit einer grossen Schreibfeder dem Papst die Tiara vom Haupt stiess; und Melanchthon, der den Papst mit dem Pennal bearbeitete. Mit dem Bilde der Sau aber spielte er auf eigene Erlebnisse an. Denn der streng katholische Herzog Georg von Sachsen hatte auch ihn seines Bekenntnisses wegen in einen Turm im Stadtgraben zu Leipzig einsperren lassen. Am Tage vor dem Gericht, das über ihn urteilen sollte, bemerkte er eine Sau, die vom Graben aus nach dem Turm zu wühlte. Er arbeitete ihr mit den Händen entgegen und konnte sich bald zu seiner Retterin durch die Mauer zwängen — die Mauern von Leipzig müssen damals nicht eben sehr fest und die Gräben nicht sehr wasserreich gewesen sein! Reuter aber setzte dankbar der

Retterin ein Denkmal an seinem Hause. Der Reformation aber blieb er trotz der überstandenen Gefahr unwandelbar treu.

Gleich den Genannten im Rate gewaltig war auch Hans Lufft, der „Bibeldrucker“, jener Mann, der neben drei anderen Druckern die ungeheure Menge von Streitschriften und Sendschreiben, Büchern und Predigten herstellte, die von Wittenberg in die Welt hinausgingen. Von ihm stammt der erste, prächtig ausgestattete Druck von Luthers Bibelübersetzung, die 1534 erschien und von der er bis zum Jahre 1572 nicht weniger als 100,000 Abzüge verkauft hatte. Luther bezog, nach damaliger Sitte, vom Verleger kein Honorar — nebenbei bemerkt, eine abscheuliche Sitte, nicht ein Beweis vom Edelmut Luthers. Dagegen sendeten die Schriftsteller ihre Werke an Fürsten und Grosse und erhielten dafür von diesen Geschenke — meist mehr Almosen als Lohn. Es ist daher kein Wunder, dass Lufft gute Freundschaft mit den Reformatoren hielt, deren Werke ja im buchhändlerischen Sinne vortrefflich „gingen“. Er konnte es in seinem behäbigen Heim mit Musse ansehen, dass der Papst seinen Namen mit auf jenes Verzeichnis der verbotenen Bücher setzte, das das Lesen der bei Lufft gedruckten Bücher mit harten Strafen bedrohte. Zur jährlichen Wiederkehr des Gründonnerstags, an dem er den Bibeldruck vollendet hatte, pflegte er ein Fest zu geben, bei dem er es an Getränken für seine Gäste

und namentlich für sich nicht fehlen liess, weil er, wie er sagte, das Höllenfeuer dämpfen müsse, zu welchem der Papst ihn verurteilt habe.

So war Luther der Stadt mehr als ein Stolz, er bildete zugleich den Grund für mancherlei Wohlstand. Die Herren vom Wittenberger Stadtrate erkannten dies auch an und bewiesen ihm ihren Dank durch allerhand Aufmerksamkeiten. Im Archive des Rathauses finden sich noch die alten Stadtrechnungen bis ins 15. Jahrhundert hinein: ein etwas trockener Lesestoff bis auf einzelne die Sachlage erleuchtende Stellen, an deren kurzen Angaben man den Wiederschein grosser weltgeschichtlicher Ereignisse erkennt. Da heisst's in der Rechnung von 1519: „2 Schock 48 Groschen dem Doctor Martino verehrt, so er des Raths und der gemeinen Stadt Prediger gewest, und von der Disputation die er zu Leipzig gehalten, wiederum heimkommen.“ Es war die berühmte Disputation mit Eck, bei der ihm Carlstadt zur Seite stand und von der Fröschlin ausführliche Berichte veröffentlichte.

Und dann heifst's in der Rechnung von 1521: „3 Schock 30 Groschen Doctor Martino verehrt als er gegen Worms auf den Reichstag gezogen.“ Und als dann der Reformator von der Wartburg zurückkam, wo ihn Kurfürst Friedrich der Weise vor Angriffen versteckt hielt, als er am 9. Oktober 1524 zuerst wieder in der Wittenberger Stadtkirche erschien, fand auch dies Ereig-

nis in den Rechnungen seinen Wiederhall als Beweis, dass die Bürgerschaft zu ihrem Helden hielt: Da heisst es „2 Schock 37 Groschen 6 Pfennige Doctori Martino verehrt, da er aus dem Gefängniss kam, an 8¾ Ellen zu einer Kappe die Elle für 18 Groschen, bei Hans Modden genommen und Mathes Globig".

Auch im folgenden Jahre wird Luther beschenkt; dort heisst es: „7 Schock und 20 Groschen Doctori Martino von wegen des Raths und gemeiner Stadt, da er sein eheliches Beilager und Wirtschaft gehalten, geschenkt." Das war also an jenem 13. Juni 1525, an dem Luther in Gegenwart Bugenhagens, Cranachs und des Juristen Appel seine Katharina von Bora heimführte, er ein Mann von 42 Jahren, sie 26 Jahre alt. Und auch in den folgenden Jahren geht es so fort. Bald schenkt der Rat dem Reformator Tuch, Seide, Barchend, bald Kalk und andere Baumaterialien, bald Bier, Wein, oder er zahlt gleich die ganze Weinrechnung im Stadtkeller, die 1525 2 Schock 16 Groschen betrug. Zwei Schock und sechzehn Groschen! War das nun viel oder wenig? Die Zahlen sagen uns zunächst herzlich wenig. Es gilt sie genauer zu betrachten.

Ich nahm die Stadtrechnung von 1519 zur Hand, als des Jahres, in dem Luther in Wittenberg sein Wirken begann. Liest man sie gründlich durch, so sind solche Rechnungen so langweilig nicht, wie sie auf den ersten Blick aussehen. Sie geben ein Bild der Stadt und ihres

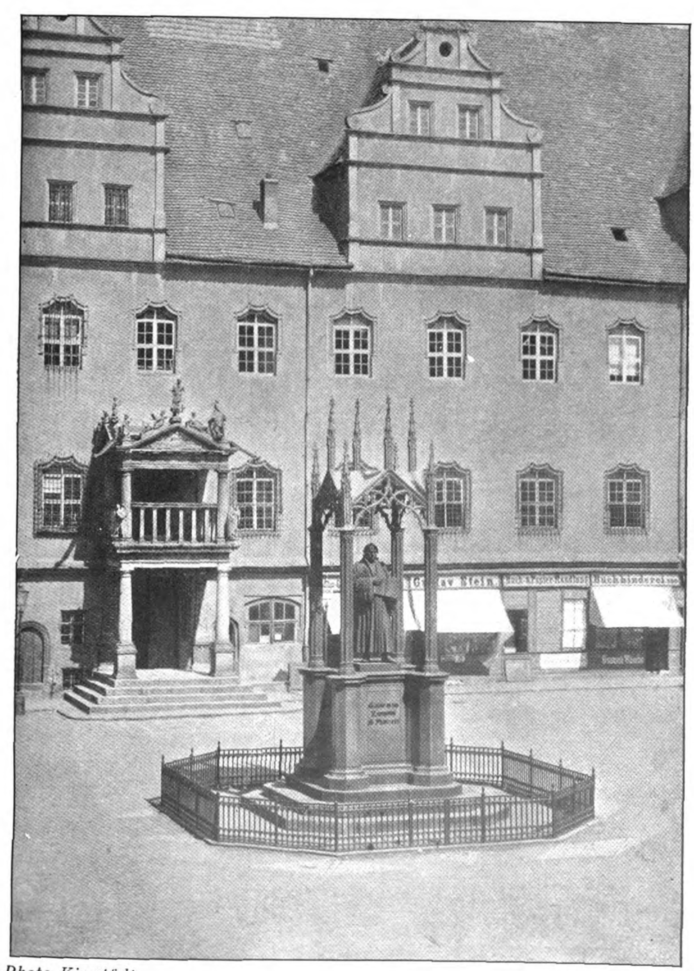


Photo Kimstädt.

LUTHER-DENKMAL.

Lebens.
Stadtbehö
Grundsteı
zahlt wur
Groschen
am Mont
wenn die
den geze
Sie zahlt
wohl für
hausbau,
Groscheı
schaften,
ihren Vo
fuhr von
Alle Ein
Grosche
keinerle
unsere
60 ma
nahme
einen
macht
heisst
45 R
an S

Lebens. Man lernt aus ihnen zunächst die von der Stadtbehörde eingeführten Steuern kennen: Obenan die Grundsteuer, das „Geschoss“, das in zwei Raten gezahlt wurde: Es betrug im Jahre etwa 176 Schock Groschen, dann das Stättegeld für die Marktleute, die am Montag nach Misericordia Domini zum „Ablass“, wenn die Heiligtümer der Schlosskirche den Wallfahrenden gezeigt wurden, und zum Gallus-Jahrmarkt kamen: Sie zahlten 7½ Schock Groschen; „zum Bau“, d. h. wohl für den bald darauf in Angriff genommenen Rathausbau, wurden durch eine besondere Steuer 70½ Schock Groschen aufgebracht. Die der Stadt gehörigen Liegenschaften, der Ziegelofen, der Kalkofen u. s. w. brachten ihren Vorteil, nicht minder der Stadtkeller und die Einfuhr von Einbecker Bier und Braunschweiger „Mumme“. Alle Einnahmen zusammen betrugen etwa 910 Schock Groschen. Diese Zahl bietet dem Unkundigen wieder keinerlei Bild. Dass ein Schock 60 Stück sind, wissen unsere Hausfrauen wohl alle aus dem Eierhandel. Also 60 mal 910 = 54600 Groschen betrug die Jahreseinnahme der Stadt. Nun machten 21 Groschen damals einen Gulden, jene Summe also 2600 fl. 8 Gulden machten aber ½ Pfund Silber, oder, wie es fachmännisch heisst, eine feine Mark. Aus dieser prägt man heute 45 Reichsmark. Jene 910 Schock Groschen sind also an Silbergehalt gleich 14625 Reichsmark.

Damit ist nun immer noch nicht viel anzufangen.

Es fragt sich vielmehr, wieviel war denn das Silber zu jener Zeit wert? Denn was nützt mir ein blanker Thaler? Doch nur soviel, als ich mir dafür kaufen kann. Ist das heute wenig, so ist der Wert des Thalers gering, ist es viel, so steigt auch der Wert der Münze. Als Massstab des Wertes aber kann nur die wichtigste, einfachste Kaufware gelten, und die ist das Getreide. Die Frage ist zu stellen, wie viel Getreide kaufte man damals für den Groschen? Und ferner, was kostet dieselbe Menge in unserer Zeit? So finden wir erst ungefähr den wahren Wert der Münze vergangener Tage.

Die alten Getreidepreise sind schwer festzustellen, da sie sich in starker Schwankung befanden. War viel Korn gewachsen, so wurde billige, und gab es dessen wenig, so wurde teure Zeit. Die Mittel, um durch Versand ein Land des Segens des anderen teilhaftig werden zu lassen und so die Preise auszugleichen, waren gering. Ich will mich hier nicht in umständliche Nachweise einlassen, wie ich das Mittelmass der Getreidepreise fand, das ich hier in die Rechnung einstelle. Der Leser muss schon die Güte haben, mir die ungefähre Richtigkeit der Angaben zu glauben, dafs um 1519 der Scheffel Korn etwa 12, Gerste 15 und Weizen 23 Groschen, je ein Scheffel von allen drei Arten zusammen also 50 Groschen gekostet habe. Nun bezahlte man in Sachsen für dieselbe Menge Getreide in den Jahren 1879 bis 1889 — ich wähle absichtlich zur Berechnung nicht

die neueste Zeit — durchschnittlich 38,50 Reichsmark. Es sind also 50 Groschen vom Jahre 1519 gleich rund 40 Mark zu Ende des 19. Jahrhunderts; ein Groschen hatte also etwa den Wert von 80 Reichspfennigen von heute. Die Stadt konnte daher für die 910 Schock Groschen, wie sie eine Jahreseinnahme von Wittenberg ausmachten, ebensoviel Getreide kaufen, als wir 1880 etwa für 43680 Reichsmark. Der liegende Besitz des Lucas Cranach war in den Steuerbüchern mit 1400 Schock Groschen bewertet. Es kam dies an Silberwert etwa 22500 Mark, an Kaufkraft etwa 67200 Mark gleich. Allein seine Apotheke war darunter mit 700 Schock oder mit 11250 Mark Silberwert oder 33600 Mark Kaufwert eingesetzt.

Andere werden anders rechnen als ich es hier that, und nicht des Lebens Notdurft, sondern seine Annehmlichkeit zum Massstab des Silberwertes machen. Auch ihnen giebt die Rechnung Bescheid. Denn zur Annehmlichkeit gehört gewiss in erster Linie ein guter Trunk. Nun kaufte der Wittenberger Rat Wein und Bier im grossen und verzapfte es an seine Bürger. So kostete ein Fass Rheinwein 4 Schock 16 Groschen. Es enthielt 4 Eimer, 1 Stübchen, 1 Kanne, und da der Eimer Wein 21 Stübchen zu 2 Kannen hatte oder nach heutigem Mass etwas über 70 Liter, so mass also dies Fass 171 Kannen, deren eine daher 1½ Groschen kostete. Der Frankenwein kostete nach gleicher Berechnung

etwas über 2 Groschen. Das ergiebt umgerechnet nach dem Getreidepreis, dass damals die Kanne Wein 1,20 und 1,65 Reichsmark kostete.

Bei Cranach kaufte man seine Gewürze, bei seinen Nachbarn die übrige Notdurft des Lebens ein. Eine Tabelle mag die Preise von 1519 und die Umrechnung nach dem Getreidepreis geben. Den heutigen Wert mögen die Hausfrauen sich aus eigner Erfahrung ergänzen.

Es kostete im Jahr 1519:

1	Pfund	Pfeffer	14 Groschen,	das ist	11 Mk.	20 Pfg.
1	„	Ingwer	12 „	„ „	9 „	60 „
1	„	Safran	126 „	„ „	100 „	80 „
1	„	Nelken	33 „	„ „	26 „	40 „
1	„	Zimt	39 „	„ „	31 „	20 „
1	„	Muskat	21 „	„ „	16 „	80 „
1	„	Kapern	2 „	„ „	1 „	60 „
1	„	Zucker	3 Gr. 4 Pfg.	„ „	2 „	67 „
1	„	Reis	1 „ 1 „	„ „	— „	87 „
1	„	Rindfleisch	— „ $4\frac{1}{2}$ „	„ „	— „	30 „
1	„	Schöpsenfleisch	— „ 6 „	„ „	— „	40 „
1	„	Schweinefleisch	— „ 10 „	„ „	— „	67 „
1	Elle	schwarzer Atlas	23 Groschen,	„ „	18 „	40 „
1	„	brauner „	27 „	„ „	21 „	60 „
1	„	Damast	26 „	„ „	20 „	80 „
1	„	Doppeltaffet	28 „	„ „	22 „	40 „
1	„	Sammet	46 „	„ „	36 „	80 „

Für den Preis einer Elle feineren Kleiderstoffes konnte also eine Familie eine Woche lang täglich 3 Pfund Rindfleisch, 2 Pfund Reis und das nötige Gewürz erlangen; für 4 Pfund Zucker einen Scheffel Gerste bekommen, und ein Lot Nelken war gleichwertig mit zwei Pfund Schöpsenfleisch! Die Weine, die im Ratskeller verschänkt wurden, stammten zumeist aus Schlesien, Jena und der Lössnitz bei Dresden. Dies darf uns nicht erschrecken, da man sie meist gewürzt genoss, also als Bowlen, so dass auch die sauren Sorten mit durchschlüpften. Aber auch der Zucker war teuer und selten. Er kam von Cypern, Kleinasien und Ägypten über Venedig. Man kaufte ihn in der Apotheke. Auch der Ersatz bietende Honig und der Syrup waren nicht billig: Honig in der Bowle, das habe ich freilich noch nicht ausgeprobt!

Die Grösse eines Mannes leidet bekanntlich, wenn man ihn vom Standpunkt des Kammerdieners betrachtet — bis auf die ganz grossen! So dachte ich mir auch, meiner Lutherbegeisterung werde es nicht schaden, wenn ich ihn einmal rechnerisch auf wenigstens eine Seite seines Spruches vom Weib, Wein und Gesang prüfe, nämlich auf den Wein. Ich berechnete seinen jährlichen Aufwand, den er aus dem Ratskeller bezog. Dieser betrug im Jahre seiner Hochzeit, 1525, abgesehen von dieser selbst, 2 Schock 16 Groschen. Das ist an heutigem Kaufwert etwas über 200 Mark. Für diesen Betrag konnte

der Reformator sich etwa kaufen: Ein Fass Rheinwein oder dreiviertel Fass schlesischen Wein, gleich 280 oder 210 Liter. Also wenn Luther von jeder Weinart etwa gleichviel bezogen hat, so erhielt er 245 Liter oder etwa 330 Flaschen — und das, wie gesagt, im Jahr seiner Hochzeit und der darauf folgenden Festlichkeiten, und in einem Hause, dem die Gäste nie ausgingen! Luther besteht die Prüfung dahin, dass er ein Mann war, der dem Weine mit Verstand, und das heisst soviel, wie mit Mass huldigte. Und so wollen wir ihm seinen Tropfen gönnen und uns freuen, dass Deutschlands geistiger Führer nicht zu darben hatte.

Luthers Gehalt als Universitätslehrer betrug 200, später 300 Gulden. Das ist also etwa 3360 und 5040 Mark nach dem Kaufwert. Mit den Nebeneinkünften, die ihm von vielen Seiten zuflossen, dürfte er sich auf 5—600 Gulden gestanden haben, also auf 8400 bis 10080 Mark nach heutigen Wert des Geldes. Da er es nach der Sitte der Zeit verabscheute, aus seinen Büchern einen Vorteil zu ziehen, so ist die Feststellung seiner Einnahmen erleichtert. Aber er brauchte sichtlich einen grossen Teil derselben. Seine Käthe sammelte sich jedoch ein bescheidenes Vermögen. Auch in Geldsachen war Luther unanfechtbar — ein Mann, der im Vermögen nur den Zweck sah, sich und andere vor dem Darben zu schützen, der aber nicht das Geld um des Geldes willen liebte.

Er war also ein Mann in geordneten Verhältnissen, der auch denen, die ihm nahe standen, Verehrung einflösste. Davon erzählen auch in ihrer Weise die Bauten Wittenbergs.

Ambrosius Reuter war nicht der einzige, der sein Haus von Luthers Thaten erzählen liess. Auch sonst bekennen Inschriften die geistige Zugehörigkeit der Besitzer zu dem Gottesmann. Wer durch Sachsen und Thüringen gereist ist, der begegnete wohl hier und da dem beliebtesten Spruche der Wettiner: „Verbum domini manet in aeternum", oder „Gottes Wort währet ewiglich". In Wittenberg heisst es an einem Hause der Koswiger Strasse in Umschreibung dieses Wahrspruches:

> Gottes Wort, Luteri Leer
> Verget nu und nimmer mehr!

Die folgende Zeit, diejenige des Streittheologentums, legte nicht mehr auf die Beständigkeit des Gotteswortes den Hauptwert, sondern betrachtete die Lehre Luthers als Waffe in ihrem selbstmörderischen Kampfe gegen jede abweichende Meinung. So heisst es 1717:

> Gottes Wort und Lutheri Schrift
> Ist des Bapst und Calvini Gift.

Und in einem von 1597:

> Gottes Wort und Lutheri Lehr
> Vergehet nun und nimmermehr
> Und obs gleich bisse noch so sehr
> Die Calvinisten an ihr Ehr.

So zeigt sich, auch in den Inschriften der spätere Verfall Wittenbergs, seine Erstarrung im Luthertum, das aufgehört hatte, eine lebendige Kraft zu sein und nun zur Zuchtrute für kirchlich freier sich entwickelnde Köpfe wurde.

Deren gab es schon in der grossen Zeit eine stattliche Menge. Noch ist die Reihe sonderbarer Erscheinungen im Getriebe Wittenbergs nicht erschöpft. Einer der merkwürdigsten Männer, den man auf den Strassen bald nach Beginn der Reformation um 1527 sehen konnte, war ein Bauer, Nachbar Endres, der als der jüngste den wohlhabenden Landwirten der Umgebung „vor dem Tische stehen“ musste, wenn sie an Markttagen zur Stadt kamen. Das heisst, er musste ihnen aufwarten, Bier zutragen und einschenken. Und die kecken Gesellen machten sich's erst recht zur Freude, den Nachbar Endres zu rufen „Hol' dies, bring' jenes!“ Und er war doch kein Kind mehr, dieser jüngste Bauer in seinem groben Rock und Filzhut, der sein Holz und Getreide zu Markt fuhr, seine Schweine herbeitrieb. Man sah es dem etwa vierzigjährigen Manne an, dass er nicht all sein Tag solche Hantierung betrieben hatte — es war der Schwarmgeist Andreas Rudolf Bodenstein, genannt Carlstadt, der Führer der über Luther hinausgehenden äussersten Partei der Reformation.

Sieht man sein Wirken, so erinnert er unwillkürlich an das der modernen Nihilisten Russlands. Er verur-

Photo Kimstädt.

RATHAUS MIT DEM LUTHER-DENKMAL.

teilte die Wissenschaft und suchte die Wahrheit bei den Einfältigen, er wollte mit vollem Bewusstsein Schule und Universität zerstören, da nur Ungelehrte die Wahrheit zu finden vermögen. Sein Hass gegen die Verbildung und Überbildung in der Auffassung der Glaubenslehren, sein Abscheu vor den Künsten einer verblendeten und innerlich unwahren Auslegung der gelehrten Theologen ging so weit, dass er von Haus zu Haus zu den Bürgern Wittenbergs ging, um von ihnen, den einfachen, verständigen, durch theologische Künste unbeeinflussten Laien Bescheid über schwierige Bibelstellen zu erlangen. Er wollte sich nach Christus Vorbild nicht Meister nennen lassen und verachtete die akademischen Würden. Die Studenten schickte er haufenweise von der Hochschule heim, da man beim Studieren nicht selig werden könne. Altäre und Bilder waren ihm ein Gräuel, denn auch die Kunst schien ihm nur Blendwerk. Wenn man nur den Geist habe und den inneren Trieb, so brauche man weder Kunst noch Schrift. Nie wurde eifriger und mit grösserer Gelehrsamkeit der Unwert alles Wissens verfochten als durch ihn. Luther kämpfte heftig gegen ihn, bemühte sich aber doch, dem einstigen Genossen und Freunde eine Heimstätte zu schaffen, als er wegen Anteils am Bauernkriege verfolgt wurde.

Wittenberg sah aber noch einen ganz anderen Mann in dienender Stellung als den einstigen Professor. Da wirkte in der Stadtkirche ein Küster, der einst drei

Kronen auf seinem Haupte vereint hatte, wie der Papst zu Rom, jene von Dänemark, Schweden und Norwegen. Diakonus Fröschel erzählt uns: „Der Ministrant, der zum Altare diente, war König Christiern aus Dänemark, der fleissig auf den Altar wartete und sich so tief demüthigte, dass er allewege mit dem Diacono, so die Messe hielt, vor dem Altar niederkniete und mit ihm das Confiteor betete.“ Also auch Christian II., der „Böse“ von Dänemark, büsste hier etwa um dieselbe Zeit, der König und Küster neben dem Professor und Bauer. Er hatte seine Gemahlin Isabella, die Schwester Kaiser Karls V. vernachlässigt, um seinem „Täubchen“, der geliebten Düveke zu huldigen und nach deren Tode der keineswegs taubenhaften Mutter seiner Freundin, die ihn nach Schweden trieb und zu dem furchtbaren Stockholmer Blutbad am 8. November 1520 verleitete. Suchte er in Schweden die Hilfe der Geistlichkeit zu gewinnen, so liess er nach Dänemark Bugenhagen kommen, um hier seine Politik mit Hilfe der Wittenberger durchzuführen. Aber 1523 vertrieb ihn der Adel; er zog den Reformatoren nach. So wenig wie Carlstadt hielt es der friedliche Mann aber im stillen Elbstädtchen, in kleinen Verhältnissen aus. Er wendete sich später wieder an die Katholischen, bis er bei einem Versuch der Rückkehr in sein Reich 1531 gefangen und dann bis an sein Ende, 28 Jahre, in Haft gehalten wurde. Ob wohl Kaiser Karl V. daran dachte, dass der treulose Gatte

seiner Schwester einst den Schlüssel der Stadtkirche verwaltet hatte, den er, wie er erzählt, ein Vierteljahrhundert später vergeblich forderte. Der ungeheure Kampf der Geister warf die Geschicke der Menschen sonderbar durcheinander. Der König wie der Professor gingen, nachdem ihre Pläne gescheitert waren, wie die Nihilisten sagen würden, „unters Volk“, sich kasteiend, nicht im Sinne der Mönche, sondern in dem des Fanatismus, für die neuen Gedanken der Gleichberechtigung aller Christenmenschen, als Bewunderer der Armen im Geiste. Aber der innere Trieb nach Bethätigung, dessen Kraft zu jener Zeit so mächtig wirkte, liess sie nicht in der Weltvergessenheit — sie mussten wieder hinaus in den Kampf, an die Spitze der Parteien! Die Wittenberger Studenten, Jünglinge, etwa vom Geiste ihres Genossen Hamlet, mögen aber viel Spass an den sonderbaren Erscheinungen gehabt haben. Denn man trifft nicht alle Tage einen Mann, der mit der des Scepters gewohnten Hand Hilfsleistungen in der Kirche thut; oder der von der Leitung und Ausbildung der Tiergattung homo sapiens zu jener der „Artiodactyla non ruminantia“ übergeht, das heisst der vom Wiederkäuen des Wissens der Zweibeiner zu der Erziehung der „nicht wiederkäuenden Zweihufer“ sich aufschwingt. Und dazu einen König, der sich die Häupter seiner Feinde vor die Füsse legen liess und nun einem Fröschel ministrierte oder einen Professor, der so kecklich über den Wert aller Wissen-

schaft geurteilt hatte und nun den Bauern vor dem Trunk stand! Nur diese letzte Thätigkeit mag die Musensöhne mit dem Wandel versöhnt haben.

Denn der Durst war in Wittenberg alle Zeit gross.

„Welcher Student von Wittenberg kommt mit gesunden Leib,
Von Leipzig und Tübingen ohne Weib,
Von Jena und Helmstädt ungeschlagen,
Der kann von grossem Glücke sagen!"

So lehrt ein altes Sprichwort. Das 18. Jahrhundert mit seiner barocken Gelehrsamkeit und seiner stumpfen Nüchternheit hat sich denn ganz ernstlich gegen dies Sprichwort zu verwahren gesucht. Der Professor der Pathologie Dr. Stenzel schrieb beim Antritt seiner Lehrthätigkeit (1737) zur besseren Einführung bei der hohen Obrigkeit und der wohlweisen Kollegenschaft ein dickes Buch, in dem er dies Sprichwort mit allen Waffen der Wissenschaft — soweit es Wittenberg betrifft — widerlegte. Denn die Lage der Stadt sei gesund: Gegen Norden decken sie die Weinberge vor gefährlichen Winden, die beiden Eichen- und Erlenwäldchen, die Specke und Rothemark nehmen eine Menge wässerige Teile des Erdbodens auf und schwängerten die Luft mit gesunden, vegetabilischen Ausdünstungen. Das klingt ja alles sehr verständig. Aber auch zu jener Zeit war das Wetter nicht der gefährlichste Feind der Studenten und die Feuchtigkeit in Luft und Boden nicht so bedrohlich. Die Luft und das Nass der Gaststuben, die

Atmosphäre des „Guckguck" und der um Wittenberg erbauten Weine — das waren üblere, von Dr. Stenzel nicht aus dem Felde geschlagene Feinde.

Naht man auf der Strasse von Koswig her der Stadt, so richtet sich der Schlossbau wie ein Schild vor dieser auf, ein mächtiges, leider aber seiner einstigen Schönheit beraubtes Werk, einst der Lieblingssitz der Wettiner aus ernestinischem Geschlecht und somit oft der Mittelpunkt ihres stattlichen Reiches.

Bekanntlich hatten die fürstlichen Brüder Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht lange Zeit die Wettinischen Lande ungeteilt und gemeinsam beherrscht. Dann erfolgte 1485 die Teilung. Ernst erhielt die Thüringischen Lande, den grössten Teil der heutigen Provinz Sachsen. Sein Reich erstreckte sich bis 4 1/2 Wegstunden an Berlin heran. Kurfürst Friedrich der Weise, sein Sohn, war sich der Pflichten seiner Würde und seines Reiches nach jeder Richtung bewusst, so auch hinsichtlich des Bauwesens. Er errichtete in Wittenberg an der Stelle eines älteren Fürstensitzes der früheren askanischen Beherrscher des Landes ein Schloss, das als Brückenkopf, als Hauptveste der Stadt und zugleich als Wohnung dienen sollte, einen mächtigen Bau, der sich gegen Westen zu drohend erhob. Zwei feste Rundtürme decken die Aussenseite.

Die Türme verbindet das Schloss durch eine nach aussen gradlinig gebildete, mächtige Mauer, gewissermassen den deckenden Schild für die hinter ihr sich

befindenden Baulichkeiten. Die Wehrhaftigkeit kommt hier noch ganz zu ihrem Recht. Es erfüllte in der Folgezeit auch nur zu sehr seinen Zweck als Brückenkopf, um nicht oft den Angriffen der Feinde und deren Zerstörungen ausgesetzt gewesen zu sein. Jetzt ist die Aussenfront des Schlosses ganz kahl und kunstlos.

Um das Schloss und um die Schlosskirche hat sich aber einst die Kunst sehr rege bemüht. In den Tagen Friedrichs des Weisen fanden hier schönheitliche Bestrebungen ihre Stätte: Das haben mich wieder die nüchternen Rechnungen gelehrt, jene des Staatsarchives zu Weimar.

Dass es an einem Hofe, wie jenem des Kurfürsten allerlei Maler, Bildhauer und Bauleute gab, ist selbstverständlich. Ihre Namen sind aber meist nur für den Fachgelehrten von Wert: Mancher aber erhebt sich über diese hinaus zu einer allgemeinen Bedeutung. Da ist Meister Kunz, der Steinmetz. Konrad Pflüger, wie er sonst heisst, war der grösste Baumeister seiner Zeit in Mitteldeutschland. Er baute die Schiffe der Peters- und Paulskirche zu Görlitz, die Gewölbe der Kreuzkirche in Dresden, war beteiligt an der Nikolaikirche zu Leipzig, der Stadtkirche zu Dresden und dem Dome zu Bautzen und Meissen. Er ist es auch, der unverkennbar in des Kurfürsten Auftrag die Allerheiligenkirche am Wittenberger Schloss errichtete.

Diese Kirche ist von eigener Art: Ein langgestreckter

Chor, in dem zwei Emporen ringsum führten. An den Chor legte sich kein Querschiff, kein Langhaus: es war nie ein solcher geplant. Ähnlich die Kapelle des Schlosses Moritzburg in Halle, die Erzbischof Ernst von Magdeburg seit 1484 errichten liess, der jüngere Bruder des Kurfürsten Friedrich. Für diesen Bau sammelte er und sein Nachfolger Erzbischof Albrecht von Brandenburg die zahlreichen „Heiligtümer", die die Moritzburg zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges machten. Die kühnen Anfänge eines den neuen staatlichen Lebensverhältnissen entsprechenden Schlossbaues, mit denen die Brüder Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht am berühmten Meissener Schloss eingesetzt hatten, fanden hier ihre Fortsetzung: Die auf einer starken Beamtenschaft begründete Staatsordnung des sächsischen Fürsten forderte Sesshaftigkeit, Räume für die Versammlungen der Lehns- und Dienstleute, für die Behörden, Räte wie Schreiber. Das Schloss trat an die Stelle der Burg. Und es ist Arnold von Westfalens, des Baumeisters des Meissener Schlosses grosses Verdienst, in diesem kunstgeschichtlich so merkwürdigem Bau eine selbständige Form für das deutsche Schloss gesucht und gefunden zu haben.

Sein Schüler war Konrad Pflüger, der für Kurfürst Friedrich das Schloss Wittenberg baute. Dort lebte er 1488. Begonnen wurde das Werk allerdings während er im Dienst der Stadt Görlitz war, 1490. Aber 1496

berief ihn der Kurfürst zurück, 1500 war er in festem Dienst, 1503 baute er an der Allerheiligen-Schlosskirche.

Die Baurechnungen erhielten sich: In den Jahren 1490 bis 1509 wurden rund 11400 Schock vom Rentmeister ausgezahlt; das wären rund 550000 Mark unseres Geldes. Heute würde man nicht so billig bauen können.

Aber der Glanz hat nicht lange gedauert: Schon im Jahre 1546, als der Krieg gegen den Kaiser Karl V. und Herzog Moritz sich vorbereitete, brach man an den Türmen des Schlosses wie der Stadtkirche die spätgotischen Helme ab, um Plattformen für Kanonen zu schaffen; gleichen Zweck hatte die Brücke zwischen den Türmen der Stadtkirche zu Wittenberg, sie verbreiterte den Geschützstand für hochgestellte, also weittragende Kanonen, ebenso an anderen Orten: Noch 1760 schoss man auf die Batterieen Friedrichs des Grossen vom Turm der Dresdener Kreuzkirche. Erst 1558 wurden die zerstörten Helme der Schlosstürme wieder aufgebaut; Melanchthon schrieb die Gedenkschrift, die in ihren Knopf gelegt wurde. Kurfürst August I., der Bruder Moritzens und seit dessen Tode Herr der Stadt, billigte den Wortlaut der Urkunde in hohem Grade, lobte namentlich die Erwähnung Luthers, wollte aber des Verfassers Bescheidenheit nicht gelten lassen, der seiner selbst nicht Erwähnung that, und befahl daher dem Probst der Schlosskirche, Paul Ebers, die entsprechenden Einschaltungen zu machen. Ja zu Pfingsten desselben



Photo Kimstädt.

INNENANSICHT DER SCHLOSSKIRCHE.

Jahres k
Voigt v
den We
wenig F
welcher
der Ho
dieser,
jede We
Steine g
1562 an
als die V
lebte m
burg zu
weise da
jährigen
das nur
einbüsst
zweite F
konnte h
aber lei
lehnende

Un
Wittenbe
deutlich
verkenn
Jene be
Ecken,

Jahres kam der Erbauer des Dresdner Schlosses, Kaspar Voigt von Wierandt, nach Wittenberg, mit dem Auftrag, den Werkleuten anzugeben, wie ohne Gefahr und mit wenig Kosten die beiden Schlosstürme abzutragen und welcher Gestalt sie neu zu bauen seien. Hans Kramer, der Hofsteinmetz, leitete den Bau. Im Jahre 1559 war dieser, namentlich an den Türmen, im vollen Gange, jede Woche fuhren 15 bis 20 Unterthanen Schutt und Steine gegen 6 Pfennige Lohn und die Zeche. Der bis 1562 andauernde Bau hat wohl weniger Neues geschaffen als die Wehrfähigkeit der Türme verstärkt. Denn noch liebte man es, solche anzulegen. Jene an der Pleissenburg zu Leipzig und am Schloss zu Nossen sind Beweise dafür. Aber die Österreicher schossen im siebenjährigen Kriege 1760 das Wittenberger Schloss in Brand, das nun an seiner Aussenseite die letzten Kunstreste einbüsste und zum ödesten Kasernenstil herabsank; eine zweite Beschiessung durch die Verbündeten von 1813 konnte hier kaum noch etwas verderben, sie verwüstete aber leider auch die an die alte Schildmauer sich anlehnenden Bauten.

Und grade diese waren von Alters her der Stolz Wittenbergs gewesen. Der Hof des Schlosses zeigt noch deutlich die Spuren der spätgotischen Anlage, eine unverkennbare Verwandtschaft mit demjenigen zu Meissen: Jene beiden geschickt angelegten Treppentürme in den Ecken, jene eigentümlichen Vorhangbogen an den

Fenstern, jene schon geregeltere Durchbildung des Grundrisses weisen darauf hin, dass Kurfürst Friedrich den prächtigen Sitz weiter oben an der Elbe nicht vergessen hatte, den sein Vater bei der Erbteilung hatte verlassen müssen. Auch die Ausschmückung der Treppe mit Bildwerk ist in Meissen ähnlich angeordnet. Aber jenes zu Wittenberg, so beschädigt und verstümmelt es ist, steht ungleich höher: Eine höfische Zierlichkeit, eine spielende Anmut lebt selbst noch in den traurigen Resten; Vorzüge, die den Verlust ihrer Gesamtwirkung erst recht beklagenswert machen.

In den Schlosshof gelangt man durch ein bescheidenes Thor. Ein Posten wandelt vor der im Hof stehenden Wache auf und ab. Sie mag nicht sehr unterhaltend sein, diese Schlosswache, denn sobald ich den Hof betrat, füllten sich ihre kleinen Fenster mit lachenden breiten Soldatengesichtern. Das Erscheinen eines Civilisten war anscheinend ein überraschendes Ereignis. Der wachhabende Gefreite war gnädig, er gab mir einen Mann zur Besichtigung des Schlosses mit, der jedoch seinerseits, bei sonst bestem Willen, dadurch dem Civilisten seine Nichtachtung bekundete, dass er nur mit den Händen in den Taschen mit gänzlicher Verleugnung militärischer Höflichkeit mit mir sprach. Nur sich nichts vergeben! ist ein alter Grundsatz kriegerischer Schneidigkeit.

Alle Achtung vor dem preussischen Heer, auch im

Frieden! Aber als Erhalter von Kunstschätzen hat es sich bisher nur passive Verdienste erworben. In Wittenberg wie im Schwesterschloss zu Torgau bestehen diese in einer eigenartigen Schutzvorkehrung für die Bauformen: Das Reglement fordert gut geweisste Wände; und so wird denn mit der grossen Malerquaste und Kalkmilch seit dreiviertel Jahrhundert über das Erhaltene hingefahren. Während der Anstrich am Lederzeug der Grenadiere abbröckelt, bleibt er an den Mauern der Kasernen hangen. Immer rundlicher und unklarer werden die überstrichenen Formen. Endlich verschwinden sie ganz: Das Ornament erscheint dann irgend einem besonders scharfsichtigen und ordnungsliebenden Hausinspektor als malpropere Unebenheit und wird durch Ausstreichen mit einer Kalkschicht gänzlich beseitigt. Die Bauformen sind dann zwar nicht ganz zerstört, aber sie verschwinden. Zum Glück nicht für immer. Wenn endlich das Kriegsministerium das kunstsinnige Einsehen gewinnt, dass der alte Schlossbau zur Kaserne zu schlecht sei und wenn dann nicht grade ein abreisslustiger Bauinspektor in der Nähe ist — dann ist die Hoffnung vorhanden, dass das Übermalte und Überstrichene wieder zum Vorschein kommt, dann schält sich unter dem kratzenden Eisen der Stein aus der dutzendfachen Verkleisterung wieder heraus. Auch das Wittenberger Schloss liefert vielleicht noch einmal Überraschungen.

Wir stiegen die rechte Treppe hinauf. Wie geist-

reich sie angelegt ist, wie wohlüberlegt die Treppenstufen bald auswärts, bald einwärts geschwungen wurden, so dass der Austritt zu den beiden Stockwerken bequem und doch die Spirale nicht durch ein Podest unterbrochen ist. Die Form der Wölbung, das ganze System des Baues ist von Meissen entlehnt. Die andere Treppe aber hatte ich bisher gemieden, weil von ihr her ein Krachen wie von Gewehrfeuer herübertönte: Die vom Feldmarsch heimgekehrten Infanteristen klopften ihre Beinkleider mit wahrer Berserkerwut aus — zum Glück für sie, nachdem sie sich andere angezogen hatten. Die staubumflatternde und vom Gedröhn erschütterte Treppe glich architektonisch ihrer Schwester nebenan.

Im Innern des Schlosses erinnert leider nichts mehr an die alte Zeit. Die Stockwerkshöhen selbst sind geändert, die bombensicheren Gewölbe durchweg neu, die Künste völlig aus dem Reiche des Mars verdrängt — abgesehen von dem, was vielleicht noch unter dem Kalk schlummert.

Und da schlummert vielleicht noch etwas: In den Weimarer Archiven fand ich einen Rechnungsposten, der heisst: „14 Schock Albrecht Maler vor der geschnitzten Stube und meines gnädigen Herrn Gemach zu malen. 8 Schock Albrecht Maler auf die Arbeit am Gewölbe und kleinen Emporkirchen gethan." Diese Beträge wurden 1503 gezahlt. Albrecht Maler! Wer ist das? Ist das Dürer?

Es kamen noch mehr Nachrichten über Dürer aus den Rechnungsbüchern hervor: 1496 erhält „ein Maler von Nürnberg für eine neue Tafel“, d. h. für ein auf Holz gemaltes Bild 100 Gulden. Das aus der Wittenberger Schlosskirche stammende dreiteilige Bild Dürers der das Kind anbetenden Maria in der Dresdner Galerie wurde 1496 in Nürnberg gemalt. Also bezieht sich dieser Rechnungsposten auf den grossen Maler. Und bald sollten die Rechnungen Dürers Namen klarer bringen. Im Jahre 1501 bezahlte der Nürnberger Agent des Kurfürsten in Nürnberg dem Barbier für einen Knaben, der sich das Bein gebrochen hatte, einen kleinen Beitrag. Der Knabe hiess, wie wir weiter erfahren, Friedrich. Und 1502 heisst es, der Agent habe 26 Gulden gezahlt „die er Albrecht Dürer auf Schrift meines gnädigsten Herrn gegeben, vom Knaben, den er lernt.“ Ähnliche Posten kommen noch mehrfach vor. Also schon 1501 gab der Kurfürst auf seine Kosten dem damals 30jährigen Maler einen Knaben in die Lehre. Und 1503 kaufte Friedrich nicht nur Bilder bei diesem, sondern hatte ihn selbst nach Wittenberg gezogen. Dürer malte jene Schlosskirche aus, an deren Thüre anderthalb Jahrzehnt später Luther seine Thesen schlug. Die beiden grössten Männer der Zeit verbindet geistig der Bau Friedrichs des Weisen.

Aber Dürer war nicht der einzige Künstler, der damals in Wittenberg lebte. Er zog auch bald fort, ohne

die Verbindung mit dem Kurfürsten aufzugeben. Noch 1513 sendete er an diesen einen Knaben, der dem Kurfürst „etzliche neue in Kupfer gestochene Stücklein bringen und schenken sollte".

Zunächst galt es die Kirche würdig auszugestalten. Der Kurfürst wetteiferte mit seinem Halleschen Bruder und später mit seinem Nachbar Albrecht von Brandenburg im Bestreben seine Kirche glänzend auszustatten. In Nürnberg lebte der Goldschmied Paul Möller. Dieser hauptsächlich war es, dem die Aufgabe zufiel, für die vom Fürsten angesammelten Reliquien kostbare Behältnisse zu schaffen. Das „Heiltumsbuch", das Lucas Cranach herausgab, stellt den ganzen Schatz der Allerheiligenkirche dar. Andere Goldschmiede wurden hinzugezogen. Zu Hunderten standen auf den Emporen der Kirche die vielbewunderten Schätze, die am Tage Allerheiligen die Gläubigen zusammenriefen. Es war ein Festtag für die Schaulustigen, diese Stätte künstlerisch verklärter Liebe für Sonderbarkeiten zu besichtigen. Denn der Schaulust mehr als dem Glauben wurde hier gedient durch die wunderliche Menge der heiligen Reliquien, der Knochen und Haare, Gewandstücke und Kreuzesteile, die hier in langen Reihen in kostbare Silberfassungen aufgestellt waren.

Nicht nur die Kirche kam zu Ehren. Ein Meister Hans von Amberg schuf bis 1495 jene „geschnitzte Stube", von der ein Inventar von 1611 sagt, sie sei rings-

um von formiertem Tafelwerk eingefasst gewesen; über den Gesimsen waren Historien, gelb in blau, auf der Decke aber auf Leinwand das Kurwappen umgeben von anderen Wappen gemalt gewesen. Hier also hatte Dürer 1503 gearbeitet, an diesen Malereien hatte er Anteil. Und 1505 arbeitet in einem „Stüblein“ zu Wittenberg „Meister Jakob, der welsche Maler“, der ebenfalls seit 1503 im Kurdienste nachweisbar ist. Es war also ein Italiener neben Dürer beschäftigt und dieser hiess Jakob. Da ist kaum ein Zweifel, dass Jacopo dei Barbari, der Venetianer, neben Dürer den Pinsel führte, dass sie Genossen in der Ausstattung eines Werkes waren. Ungleiche Genossen: Don Jacopo hatte Dürer voraus die hohe Schule der Oberitaliener. Er kannte Mantegna, kannte Bellini, kannte somit die Antike und das frische Naturstudium der Meister von jenseits der Alpen. Dürer musste mit Bewunderung die künstlerische Vollendung in der Schaffensart Jacopos sehen. Aber er war zu gross, überragte zu hoch seinen Lehrer, als dass nicht ein rascher Blick ihm das Handwerkliche von dessen Kunst gelehrt hätte. Indem er ihm folgte, überholte er ihn alsbald, indem er nahm, wurde er zum Gebenden!

„Ein Mann,“ schrieb Dürer später, „Jakobus genannt, von Venedig geboren, wies mir Mann und Weib, die er aus dem Maass (also nach Gesetzen der Proportionen) gemacht hatte und ich in dieser Zeit lieber sehen wollte was seine Meinung wäre, denn ein neues Königreich.

Aber ich war in derselben Zeit noch jung und hatte nie von solchen Dingen gehört!“ Aber 1506, als Dürer selbst in Venedig war, schrieb er: „Das Ding das mir vor elf Jahren so wohl gefallen hat, gefällt mir jetzt nicht mehr, und wenn ichs nicht selbst sähe, so hätte ichs keinem Andern geglaubt.“ Also seit 1495 bestanden Dürers Beziehungen zu Jacopo. Wo hatten sie sich kennen gelernt: In Venedig, in Nürnberg oder schon damals in Wittenberg?

Und dazu kommt noch ein dritter Künstler von grossem Ruf: 1491 traf „Aus Niederland“ ein Maler Meister Hans in Wittenberg ein, der dann bei ansehnlichem Jahresgehalt in Torgau seinen Sitz erhielt. Er begleitete den Kurfürsten 1494 nach den Niederlanden, nach Mecheln und Antwerpen, und wurde gleich darauf mit Wechselbriefen zu einer Reise nach Krakau ausgestattet; von dort zog er nach Venedig.

Wer war das? Die Vermutung führt auf Jan Mabuse, den ersten niederländischen Maler, der mit Absichtlichkeit die heimische Art aufgab und sich in die Schule der Italiener stellte. Später, 1513, war Mabuse gemeinsam mit Jacopo in den Diensten des Grafen Philipp von Burgund. Auch sonst finden sich Spuren der Gemeinsamkeit beider Meister, freilich nicht genug, um mit Sicherheit über das Wesen dieser zu entscheiden. Aber eins geht doch klar hervor: Wittenberg ist nicht kunstgeschichtlich so unbedeutend, als es heute erscheint.



Photo Kimstädt.

DENKMAL DES KURFÜRSTEN FRIEDRICH DES WEISEN.

In der Stadt Luthers liegt zu gutem Teil die Entscheidung über einen der wichtigsten Vorgänge des deutschen Kunstlebens. Hier wurden die Anregungen zur Aufnahme italienisch antiker Formen gegeben, nachdem sich schon früher in Meissen die Abwendung von den verfallenden Formen der Gotik vollzogen hatte. Die zwischen Wittenberg und Nürnberg sich spinnenden Fäden zogen eine neue Kunst herbei. Die Stadt der Reformation war auch Pflanzstätte der Renaissance, vielleicht die wichtigste!

Während das Schloss noch Kaserne ist, hat man sich endlich der Schlosskirche erbarmt. Der Ausbau, den sie 1770, nach den Zerstörungen im dreissigjährigen Krieg erhielt, war armselig. Die Kunstschätze schon längst in alle Welt verstreut. Ein Orgelbauer erhielt die Altarflügel als altes Holz und baute sich 1790 einen Schrank daraus, indem er die Flügelbilder als Schrankthüren und Wände verwendete. Den Schrank fand ich vor einigen Jahren im Besitz eines sächsischen Pastors, des Nachkommen jenes Orgelbauers. Die Bilder zieren jetzt mein Esszimmer; Arbeiten vielleicht jenes Friedrich, des Schülers Dürers — der sich freilich als wahrer Meister in ihnen nicht bekundet.

An der Kirche erhielten sich die Umfassungsmauern und deren Aussenformen unbeschädigt. Hier also hatte die Erneuerung nur für Erhaltung des Alten zu sorgen. Nur jene Thore waren schon verändert worden, an

die Luther seine Thesen schlug. König Friedrich Wilhelm IV. hatte Thürflügel in Bronze giessen und dieses mit den Thesen Luthers zieren lassen. Denn hier verkündete der Reformator, noch nicht ahnend, welche Aufgabe ihm zufallen würde, nach Brauch der Universität durch Anschlag an das „schwarze Brett“, wie man es heute nennen würde, seine Lehrsätze, um sie zur Disputation zu stellen. Diese Thür öffnete der Reformation den Weg durch Europa, über die Erde!

Schlimmer als dem Äussern der Kirche erging es dem Innern. Feindliche Bomben hatten das Gewölbe wiederholt eingeschlagen, die Emporen niedergebrochen. Zum Glück erhielten sich die Denkmale der Männer der Reformationszeit. Sie fanden wieder ihre Aufstellung. Da ist aus älterer Zeit ein grosser Grabstein eines askanischen Fürstenpaares, des Kurfürsten Rudolf III. († 1419) und seiner Gemahlin Anna, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, an der die weibliche Figur zu dem Schönsten gehört, was jene Zeit schuf. Ein Kopf voll hoher Würde, Weichheit und Milde und doch von seltener Kraft. Da sind prächtige Bronzewerke aus der Vischerschen Giesshütte zu Nürnberg, die beiden grossen Kurfürsten der Reformationszeit darstellend; da ist ein aus derselben Werkstätte stammendes herrliches Relief. Zwei knieende Statuen derselben Fürsten, in Kalkstein (Oolith) ausgeführt, warten noch der kunstgeschichtlichen Bewertung! Sie sind mit einer leichten Stückschicht über-

zogen und auf dieser farbig behandelt, ähnlich den Holzfiguren des Mittelalters.

Aber diese Schätze sind nur ein Rest dessen, was einst hier sich befand. Viel von ihrem ruhmreichen Besitze hat die Allerheiligen-Kirche verloren, so ihre Dürer, die jetzt in Dresden sich befinden, ihren unermesslichen Schatz an Reliquien, die in kostbare Geräte gefasst waren. Nur aus einem alten Buche, das sich im Archiv zu Weimar findet und aus jenen Nachbildungen, die Cranach im Holzschnitte herausgab, eine Art Führer durch das Museum von Reliquien und Antiquitäten, sehen wir, welche Menge edel geformter Geräte, Bildwerke u. s. w. in Silber und Gold die Gewissensangst der sächsischen Fürsten zusammentrug, ehe der Erlöser vom Übel des Heiligenkults kam, ehe der Lehrer auftrat, der die nach Seelenruhe Suchenden auf die vernachlässigten Schätze im tiefsten Innern ihrer Seelen hinwies.

Der Zustand der Schlosskirche erschien im 19. Jahrhundert als ein Vorwurf für die Anhänger der Lutherschen Lehre. Man sehnte sich nach erneuter Ausgestaltung des Baues. Kaiser Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich Wilhelm nahmen sich der Sache an. Seit 1885 begann unter Friedrich Adlers Leitung der Ausbau; am 31. Okt. 1892 fand die Neuweihe der Kirche in Gegenwart des Kaisers Wilhelm II. und zahlreicher evangelischer deutscher Fürsten statt.

Der Umbau ging bei der Einrichtung der Innenarchitektur von dem Grundsatze aus, das Alte, früher Vorhandene wieder zur Erscheinung zu bringen. Es ist dies ein Grundsatz der Selbstbeschränkung, der dem schaffenden Künstler einzunehmen schwer sein mag. Denn hier gilt es nicht, das eigene Empfinden zur Geltung zu bringen, den eigenen Geschmack und die eigenen Kunstüberzeugungen, sondern sich dem Vorhandenen unterzuordnen. Jede Einzelheit soll nach Vorbildern gleichzeitiger Bauten geschaffen, die ganze Anlage auf den ursprünglichen Stand zurückgeführt werden, soweit dieser noch erkennbar ist.

Ob das Ziel erreicht wurde, ob der prunkvolle Bau wirklich dem entspricht, was man von einer der Mutterkirchen des Protestantismus fordern darf? Ich bin seither öfter in Wittenberg gewesen und habe seine Kirchen besucht! Mich zieht es nicht in die wappenblitzende, formenprächtige Kirche. Da weht mir zu sehr jener Geist, den die Reformation beseitigen wollte: Man hat den Bau wieder hergestellt, den Kurfürst Friedrich der Weise errichtete, den Bau, der in der Zeit v o r der Reformation entstand, den Bau, dem die Thesen angeheftet wurden, als Ruf zum Kampf gegen die Werkheiligkeit der Kirche, gegen das unmässige Schaffen und Sorgen um die Dinge dieser Welt.

Luther aber, seit er Herr der Geister in Wittenberg geworden war, zog hinüber in die schlichte Stadtkirche.

Er wollte eine Gemeinde um sich sammeln, Seelen erbauen, nicht Kirchen!

Und so geht denn der Weg zurück zu den Stätten, an denen die grossen Männer Wittenbergs weilten, denn deren Zahl ist noch immer nicht erschöpft: Neben den Reformatoren und Künstlern steht noch ein für deutsche Eigenart kaum minder Bedeutender, der die Brücke zu Goethe schlägt: Faust.

Das alte Buch über „das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des viel berüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Dr. Johannis Fausti“ erzählt uns, Faust habe wohlbegüterte Vettern in Wittenberg gehabt, die ihn an Kindesstatt nahmen. Eine halbe Meile Wegs von der Stadt fand er einen Wegscheid, der fünf Ausfahrten und Gänge hatte. Hier beschwor er den Teufel, der ihn dann in seinem Studier-Stüblein in der Schergasse besuchte. Hierher brachte der Geist Mephistopheles ihm die schöne Helena, Königs Menelai Gemahl, als Concubine und Beischläferin; die so wunderschön war, dass Dr. Faustus nicht wusste, ob er bei sich selbst wäre oder nicht; und die er so lieb gewann, dass er schier keinen Augenblick von ihr sein konnte oder wollte. Hier oder doch in dem nahen Dorfe Rimlich fand er sein schreckliches Ende durch die würgende Hand seines teuflischen Herrn. Bei Eröffnung der Stube, sagt das Faustbuch, fand man, dass die Wände, Tisch und Stühle voll Blut waren; ja man sah mit Erstaunen, dass das Hirn Dr. Fausti an den

Wänden anklebete, die Zähne lagen auf der Erde, der Körper ausserhalb des Hauses auf einem Misthaufen. Kein Glied an dem ganzen Leichnam war ganz, es schlotterte und war ab; der Kopf war mitten von einander und das Hirn war ausgeschüttet.

Der Verfasser des Faustbuches schrieb 1587: Thatsächlich war um 1530 ein Johannes Faust in Wittenberg. Kurfürst Johann wollte ihn festsetzen, aber er entfloh; Melanchthon erzählt, er sei in Knittlingen bei Bretten geboren gewesen. Wie hier Wahrheit und Dichtung sich mischt, das ist Gegenstand besonderer Forschung. Hier ist es mir wertvoll zu erkennen, dass die Sage Faust, den grossen Zweifler nach Wittenberg versetzte, Luther und Melanchthon an die Seite. Helena aber floh mit Faustens und ihrem Sohn Justus durch die Lüfte in unbekannte Fernen.

Die Renaissance ist Vermählung der antiken Schönheit mit dem Geiste des verinnerten Wissensdranges und des ihn begründenden Zweifels an der überlieferten Wahrheit. Auch hier dichtet sich der deutsche Geist eine solche Vermählung auf Wittenberger Boden. Auch Albert der Grosse, Roger Baco und viele andere Gelehrte des Mittelalters, standen nach dem Volksglauben mit dem Teufel im Bunde. Faust aber ist es, der Helenen herbeizauberte, um mit ihr Justus Faust, den echten, gerechten, den wahren Faust zu zeugen. Als Goethe ist er ins Leben getreten.

Das Lutherhaus ist für Besucher gegen die üblichen Führertrinkgelder geöffnet. Das Haus Melanchthons aber wurde 1846 vom König Friedrich Wilhelm IV. aus Privatbesitz angekauft und dem Seminar zugewiesen, das jetzt seit Verlegung der Universität nach Halle in deren Kollegiengebäude seinen Sitz hat. Dort erhielt ich auch den Schlüssel und einen gefälligen Begleiter mit auf den Weg.

Melanchthons Hausthüre hat noch jene wagrechte Teilung in der Mitte, so dass man die obere Hälfte für sich allein öffnen kann: diese traulich gemütliche Form ist selten geworden in Deutschland. Man muss sie in Ludwig Richters Bildern suchen, will man sehen, wie hübsch sie Aussen und Innen verband, die Bewohner zum Hinausschauen anlockte, ohne sie auf die Gasse zu setzen. Durch die Thüre kommt man in einen gewölbten Gang, der die ganze Länge des Hauses durchziehend in den Hof führt.

Ein wunderbarer Hof: Vier uralte Taxusbäume stehen um den Rohrbrunnen, dessen Wasser 1556 sieben reiche Freunde, darunter Cranach, in die Stadt leiteten. Sie führten es in ihre Häuser und schenkten dem Philippus seinen Anteil. Es ist so still, so weltabgeschlossen in diesem Gärtchen. Dort drüben zog sich die Stadtmauer hin, die Aussicht beschränkend. Sie hatte ein kleines Thor, durch das man bequem ins Kloster zu Luther hinüber kommen konnte, ohne die Strasse zu betreten.

Dies jetzt vermauerte Thor lehrt viel Schönes und Edles, es lehrt die innige Freundschaft zweier grosser Männer, die in einer nicht auf schwärmerischen Gefühlsergüssen, sondern auf tiefer, still wirkender, das Leben erwärmender, nun in der Geschichte das Leben überdauernder Seelengemeinschaft begründet ist. Die drei grössten Männer Deutschlands haben solche Freundschaften gehabt und aus ihnen einen guten Teil ihrer erlösenden Kraft gesogen: Luther und Melanchthon, Goethe und Schiller, Bismarck und Kaiser Wilhelm. Diese Freundschaften, die in ihnen waltende deutsche Treue, waren nicht nur ihnen zum Heile, sondern sind uns Nachlebenden ein leuchtendes Beispiel dafür, wie vollausgelebtes deutsches Menschentum, diese höchste und stärkste Kraft unseres Volkes, nicht zur Abschliessung, zur Vereinsamung, sondern zur Ergänzung ihrer Träger führt. Denn diese drei Freundespaare gehören nicht nur zusammen durch die Gemeinsamkeit ihres Strebens, sondern durch die neidlose Erkenntnis des Einzelnen, dass der Andere ein durchaus Anderer, aber ein ebenso Berechtigter sei. Welches Volk hat gleiche Paare aufzuweisen.

Eine Holztreppe führt in die beiden oberen Stockwerke. In allen ist das tiefe und nicht sehr breite Haus durch Querwände in drei Teile zerlegt, so dass nach der Strasse und dem Hof zu sich Wohnräume befinden. In den unteren Geschossen sind diese ungeteilt: Stattliche



AUSSENANSICHT DER SCHLOSSKIRCHE.



Gelasse. In den oberen Geschossen wurden sie in Kammern zerlegt. Im Mittel befindet sich im Erdgeschoss die Küche, darüber der Öhren, der grosse weite Hausflur, der dem knauserig angelegten modernen Wohnhaus zu seinem Schaden so ganz verloren gegangene Spielraum der Kinder.

Das Haus war ganz leer. Einige Gelasse waren neu tapeziert und erwarteten die von dem Seminar ihnen bestimmten Bewohner. An der Anlage des Baues ist nichts Wesentliches geändert. An die Wand gemalte Wappen von Melanchthons Schülern zeigen, dass selbst die Riegelwände noch die alten blieben. Ein gutes Geschick hat dies Haus vor Umbauten bewahrt. Die „rabies theologorum", die Wut der Theologen, hat einst dem grossen Bewohner dieser traulichen stillen Räume die schwerste Sorge bereitet: Mögen sie vor der rabies restauratorum bewahrt bleiben, vor jener modernen Wut, alles Alte verschönern zu wollen, jener Wut, die z. B. das Lutherhaus zu einem jeden Feinfühligen abschreckenden Zwitterwesen umgestaltete.

Auch die Raritätensammler sind dem Haus fern geblieben. Eine alte Truhe steht in dem Arbeitszimmer neben einem Tisch für das Fremdenbuch, einige Inschriften sind angebracht worden. Das ist aber auch alles; Luther und Melanchthon haben uns von den kirchlichen Reliquien befreit — wer befreit uns von dem neuen Sammlerkram, der mit geschäftiger Hand den

weihevollsten Räumen aufgezwungen wird! Hier endlich einmal ein Haus, in dem das Vorhandene echt und dem ausgestalteten Gedanken Raum gegeben ist. Dieses fest verschlossene, unbewohnte Haus hat etwas von einer Grabstätte. Es mag nicht jedem heimisch in ihm sein: wer Geister sieht, dem mögen sie hier leichter begegnen als anderswo. Aber es werden die Geister der Milde und der Stille sein, die Geister der Gemütstiefe und der Glaubenskraft: freundliche Gespenster, die nicht schrecken, nicht alpdrückend uns beängstigen, sondern uns Stunden der Seligkeit träumen lehren.

„Hier stand das Bett, wo am 19. April 1560 um 7 3/4 Uhr abends M. Philippus Melanchthon sanft in Christo entschlief.“ So sagt eine der Inschriften. Seit beinahe dritthalb Jahrhunderten hat also jener Geist den Raum verlassen. Und doch erfüllt er ihn noch so ganz und gar, unsichtbar sichtbar. Noch spürt man den Frieden des Hauses, seine Stille, seine Weltabgeschlossenheit. Die Fenster mit den breiten Holzriegeln, die Butzenscheiben statt der grossen Glasflächen, dieser unschönen Errungenschaft moderner Technik. Die alten Scheiben öffnen den Raum nicht nach dem Innern, setzen uns nicht auf die Strasse, sondern schliessen uns mit uns ein, das Haus erst recht zum Heim machend. Hier herrscht der nach innen gerichtete Geist, der Geist der Sammlung und Stetigkeit! Es braucht ja allerorten nicht viel, um den sinnenden Besucher die Stimmung ver-

gangener Zeit zu geben: nur einen echten Rest und den Mangel aller aufdringlichen Stimmungsmacherei, alles Gefühlsüberschwanges und falscher Stilechtheit.

Nun ging ich nach dem Lutherhause hinüber. Das alte stattliche Gebäude, einst das Augustinerkloster, in dem Luther seit 1508 als Mönch gelebt hatte, wurde 1518 in spätgotischen Formen errichtet. Es ist die Zeit des Ausklingens des Stiles, der Herausbildungen zwar nicht vollendeter, doch eigenartiger neuer Formen. Im Jahre 1844 hat es der berühmte Berliner Architekt Stüler restauriert, d. h. er hat das schlichte alte Haus möglichst seinem Ideale eines schönen gotischen Bauwerkes genähert. Dieses Ideal entsprach der Ansicht der Zeit, dass die Gotik malerisch empfunden habe, dass sie sich daher im Profanbau am besten für Jagdschlösser, Parkhäuser u. dgl. eigne. So ist denn aus dem Lutherhaus ein Schlösschen mit allerhand romantischem Firlefanz, Erkern und Giebeln, Kuppeltürmen u. s. w. geworden. Die einst ruhigen Mauerflächen mussten sich eine zwecklose Quaderung gefallen lassen — kurz die echte Stimmung ist dem Bau genommen und dafür eine Theaterstimmung gegeben. Er könnte nach einer Dekoration aus dem „Freischütz“ gemacht sein. Nicht mehr Luther und seine Zeit spricht zu uns, sondern die Friedrich Wilhelms IV. und Stülers; nicht die Zeit der Befreiung von Rom, sondern die Zeit des Liebäugelns mit dem Katholizismus; nicht die Über-

windung des Mittelalters, sondern die künstliche Hineinversetzung in dieses: Wird es kommenden Geschlechtern in der Schlosskirche anders ergehen??

Nur das Thor erhielt sich unverändert, das Luthers Frau ihrem Gatten 1540 fertigen und während seiner Abwesenheit setzen liess. Es ist in Pirna gefertigt worden und trägt die Merkmale seiner obersächsischen Herkunft, die stark ausgekehlten Gewände, in denen ein Sitz auf jeder Seite angebracht ist, wie die Vorliebe für Überschneidungen der reich gegliederten Profile. Das Zeichen des Meisters ist auf dem Thore angebracht. Es scheint, als sei er stolz auf seinen Auftrag gewesen. Auf den schildförmigen Kämpfersteinen sieht man Luthers Bildnis und sein Wappen. „Im Stillsein und Hoffen wird meine Stärke sein!“ sagt die Umschrift um dieses. Um jenes sehen wir die Buchstaben „V. I. V. I. I.“, deren Sinn zu lösen ich den Gelehrten empfehle.

Die Wendeltreppe hinaufsteigend, gelangen wir in Luthers eigentliche Wohnung. Zunächst sind in einem Vorzimmer einige Bilder und Raritäten aufgestellt. Ein wunderlicher altväterischer Schrank beherbergt die letztgenannten. Ein sehr schönes emailliertes Venetianerglas liegt in Trümmern. Es soll aus Luthers Besitz stammen und vom Kaiser Peter dem Grossen mutwillig zerschlagen worden sein, weil man es ihm nicht verkaufen wollte. Hierdurch und durch eine unter Glas erhaltene Kreide-

inschrift seines Namens in der Lutherstube hat sich der Russe im Hause des Deutschen verewigt. Es ist selbst für diesen Grössten seiner Nation bezeichnend, dass er, obgleich selbst Reformator, am Ort der Reformation eines fremden Volkes durch Bubenstreiche sich in Erinnerung zu halten trachtete. Karl XII. von Schweden, der auch diese Räume betrat, hatte den besseren Geschmack, darauf zu vertrauen, dass seine Anwesenheit auch ohne persönliche Bemerkbarmachung der Welt in Erinnerung bleibe.

Der nächste Raum ist die Lutherstube. Es gelang mir, wenn auch nicht ohne Kampf, die beredte Führerin, welche mir im Tonfall des Eingelernten die Sehenswürdigkeiten erklären wollte, zum Schweigen zu bringen. Sie verliess mich dafür aber auch unwillig und liess sich durch eine Magd in meiner Beaufsichtigung vertreten. Ich erlangte aber somit, dass ich mir selber überlassen blieb. Wenn eine bunt bemalte Totenmaske und eine Stickerei, Luthers Wappen darstellend, aus dem Raum herausgenommen würden, so wäre er noch völlig intakt. Künstlerisch ist seine Gestaltung eine ausserordentlich reizvolle. Die Decke ist einfach, in grossen Rosetten geteilt; auf diesen wurden mit breitem Pinsel freihändig bunte Kartuschen und Ornamente gemalt. Die Wände sind von oben bis unten auf das einfachste vertäfelt, mit brauner Ölfarbe gestrichen. Als Fries zieht sich an der Decke ein Blumengehänge hin. Etwa zwei

Meter über dem Boden umschliesst die ganzen Räume eine breite Borde — das Kannrikchen nennt man sie in Thüringen. Die untere Hälfte der Täfelung ist wieder mit Ornamenten in Füllungen derb und wirkungsvoll bemalt. Einfache Bänke umziehen die Wände. Alle Farben sind voll und kräftig. Der alte Tisch und ein eigenartiger Sitz am Fenster gehören unverkennbar alter Ausstattung an. Auch die Butzen-Fenster mit den kleinen Scheiben sind noch ganz echt. Nicht mit Sicherheit möchte ich dies vom Ofen behaupten, der sich in fünf Kachel-Stockwerken stattlich aufgebaut. Es scheint mir nicht wahrscheinlich, dass er, obgleich ein Werk des 16. Jahrhunderts, vor Luthers Tod entstanden sei.

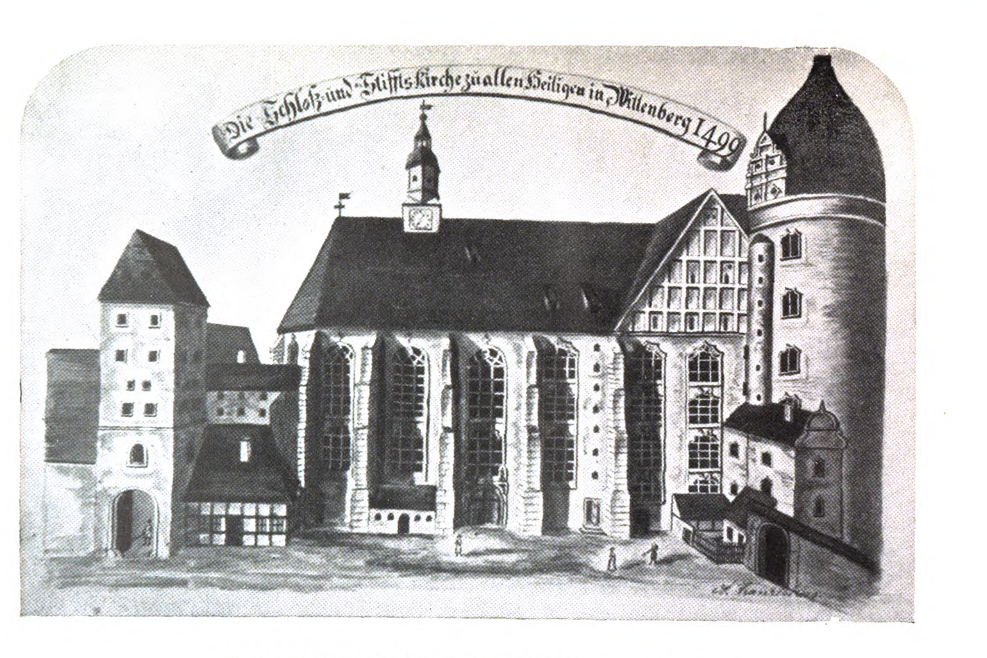
Ausser einigen Stühlen mag der Raum nie viel mehr Ausstattung besessen haben, als sich jetzt in ihm findet. Jene Zeit der echten Renaissance liebte nicht die Möbelanhäufungen der unechten von heute. Sie war noch der unbescheidenen Ansicht, dass schliesslich die Räume doch für die Menschen und nicht für Teppiche und Lüsterweibchen da seien. Hier in diesem so wohnlichen, so gemütlichen Raume vollzog sich also der beste Teil des Lebens des Reformators. Um diesen Tisch versammelte er seine Familie, den immer mehr sich erweiternden Kreis seiner Hausgenossen, der von ihm unterstützten Verwandten und der zahlenden und nichtzahlenden Kostgänger. Denn es war ein grosser Haushalt, der sich an Luther schloss, immer mehr wachsend,

weil sein milder, den Wert des Geldes missachtender Sinn es ihm schwer machte, auch Lästige, wenn sie bedürftig waren, von sich zu stossen. Zu den grossen Kämpfen seines Lebens kamen die kleinen Sorgen. Neben dem Widerstreben mächtiger Parteien die Widerspenstigkeit jener, die den Reformator von zu nahe sahen, um seine Grösse überschauen, ja nur Teile seines Wesens beurteilen zu können. Er mag Melanchthon, dessen Hauswesen ja auch durch Schüler und Kostgänger Beunruhigung erfuhr, das sich aber doch in engeren Kreisen bewegte, manchmal beneidet haben, wenn immer mehr Menschen sich um ihn drängten, schnippische Nichten und aufsessige Neffen, untergeordnete Mitarbeiter, Studenten aus aller Herren Ländern, dann wieder gewichtige Gäste und neugierige Reisende, alle mit Empfehlungsbriefen, mit Ansprüchen, mit dem Wunsch, aus dem berühmten Manne irgend etwas Bedeutendes für ihre Erinnerung herauszuquetschen.

Aber neben den Sorgen sah dies Zimmer auch die Freuden Luthers. Hier, auf dieser Fensterbank, sass ihm gewiss ungezählte Male seine Käthe gegenüber. Um diesen Tisch versammelten sich seine Kinder. Der furchtlose, gewaltige Geistesstreiter — hier war er ein deutscher Hausvater, behäbig, voll Laune bereit, sich eine gute Stunde zu bereiten, in Ehren fröhlich zu sein. Da erscheint das Bild eines bürgerlichen Lebens in unserem Geiste wieder, wie es einst dieser Raum in

sich schloss; und das Bild jener Ehe, deren Reinheit für Deutschlands Gesittung ein unvergänglicher und nie hoch genug zu schätzender Besitz ist. Luther hing mit seinem starken Herzen an dem braven Weibe. „Ich bin und sterbe im Lobe des Ehestandes!“ sagte er einmal. „Ich habe ein fromm, getreu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen kann,“ an anderer Stelle: „Ich achte sie theurer denn das Königreich Frankreich und die Venediger Herrschaft, denn mir ist ein fromm Weib von Gott geschenkt und gegeben, wie ich auch ihr.“ Und noch als Greis beteuerte er: „Wenn ich ein junger Mann wäre, so wollt ich doch, wenn mir gleich eine Königin nach meiner Käthe angeboten würde, lieber sterben als nur zum zweiten Male mich verehelichen.“

In dieser Ehe ist, wie der Schilderer von Luthers Haus, Georg Rietschel, erzählt, nichts Überspanntes, nichts Gemachtes, nichts Verzärteltes gewesen, alles sei gesund kräftig wahr, nüchtern. Und ich möchte mir dieses Urteil bis auf das letzte Wort zu eigen machen. Denn was wahr und gesund ist, kann nicht gut für nüchtern gelten, und nüchtern ist nicht der Gegensatz zu verzärtelt. So war auch Luthers Ehe nicht nüchtern, sie war erfüllt vom Glanz dichterischen Empfindens, von der festen, zweifellosen Liebe, des graden Sinnes, der vertrauenden und auf Vertrauen zählenden Hingabe. Nicht nüchtern war sie, sondern einfach, und das Einfache allein kann das Grosse sein!



ANSICHT DER SCHLOSSKIRCHE VOM JAHRE 1499.

I

V
wichti
übers
einen
nahm
sowe
nicht
Refo
gefü
Man
ode
Bod
ist,
zu

rei
eir
eic
lic
in
M
s
g

Was die sogenannte Reformationshalle an besonders wichtigen Schätzen beherbergt, vermochte ich nicht zu übersehen. Ihr Besitz an neueren Bildern macht sie einem nicht besonders wertvoll. Denn diese sind ausnahmslos Mittelgut oder stehen noch tiefer. Das Übrige, soweit ich es sah, bietet manches Sehenswerte, aber nicht viel Eigenartiges. Die Absicht, ein Museum der Reformationszeit anzulegen, scheint geschickt durchgeführt zu werden. Aber Museen giebt's aller Orten. Man reist nicht nach einem solchen von Berlin, Leipzig oder Dresden nach Wittenberg. Neben dem mit dem Boden Verwachsenen, dessen die Lutherstadt so voll ist, vermag das bisher Zusammengetragene keinen Reiz zu üben.

Vor dem Elsterthor ging es am Abend der Abreise lebhaft her. Ein Trupp Bauern drängte sich um einen umzäunten, stattlichen Baum: Es war eine Luthereiche, die seit 1830 die Stelle angiebt, wo die päpstliche Bannbulle 1520 an einem kalten Dezembertage in Flammen aufging. Damals entzündete der mutige Mönch an dieser Stelle ein Feuer gleich jenem, das soeben den Himmel erleuchtete, eine Glut der Begeisterung, die das ganze deutsche Volk durchzuckte und weit durch alle Erdteile die Menschheit erwärmte. Der Kampf auf Leben und Tod war der alten Kirche erklärt; — dort stand der Papst mit seinen unzähligen Geistlichen, mit dem Schutz der weltlichen Gewalt, mit

der Kraft, die tausendjährige Überlieferung geistiger Abhängigkeit einer Welt giebt — hier der einzelne mutige und auf Gott vertrauende Mann und ein paar Studenten, die schwerlich ganz begriffen, was ihr Lehrer that; denn indem er des Papstes Bannfluch verspottete, lieferte er sich selbst dem Tode durch das Feuer aus, falls er unterliegen sollte. Aus den Rauchwolken, die dem brennenden Papier entquollen, mag Luther das schmerzdurchwühlte, sorgenvolle Gesicht des Johann Huss hervorgeschaut haben. „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer“ hatte das Konzil von Konstanz gesagt und sangen jetzt die spottenden, kampffrohen Studenten.

Rechts vom Weg liegt ein alter Kirchhof. Das hübsche Renaissancethor stand noch offen. Ich trat ein in ein stilles, malerisches Stückchen Erde. Der Festlärm des nahen Vogelschiessens klang hierher, vom leichten Abendwinde fortgetragen, nur wie ein Summen von unzähligen Bienen. Die hohen Tannen und Fichten lagen schon in tiefem Dunkel. Nur die weissen Grabsteine leuchteten hervor, die sich links in dichten Reihen drängten. Rechts blickte man über eine hügelige Fläche, über die Reste versinkender Gräber. Nur zwei, drei kleine Marmorplatten mahnten daran, dass die dort Ruhenden nicht ganz vergessen sind. Nicht nur die Lebenden verdrängen sich gegenseitig, auch die Toten rauben einander den Platz unter der grünenden Erde.

Die Unterseite der Wolke zeigte hier und da noch einige braunrote Flecke, den Rest des hinsterbenden Abendrotes. Die Nacht brach an. Aber noch war es hell genug, die Inschriften zu lesen, die ich, den Gottesacker verlassend, an der Rückseite des Thores eingemauert fand:

HIC DORMIT ELISABETH FILIOLA M. LUTHERI
ANNO MDXXIII. III. AUGUSTI.

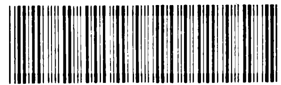
Hier über diesen Stein rollten einst die Thränen des grossen Mannes, als er im August 1528 sein zweites Kind, die erst acht Monate alte Elisabeth begraben hatte.

Wenige Stunden nachdem ich die Lutherstube verlassen hatte, dampfte ich wieder in die Riesenhalle des elektrisch erleuchteten Anhalter Bahnhofes ein. Der Lärm 19. Jahrhunderts umfing mich wieder.

* * *

Wittenberg ist eine Stadt, in der es mancherlei zu schauen giebt. Aber es ist noch viel mehr eine Stadt für beschauliche Leute!

GEDRUCKT ZU WITTENBERG BEI HERROSÉ & ZIEMSEN




JULIUS BARD
VERLAG · BERLIN